

Kapitel 4

Der nominale Bereich: die vielerlei Arten, Gegenstände zu konstruieren

1 Einstieg

Im Armutsbericht 2013 der Bundesregierung heißt es:

„Die fallbezogenen Kosten im Rahmen der Prävention von Kindeswohlgefährdungen im Kleinkindalter sind um ein Vielfaches niedriger als Interventionen bei vorliegender Kindeswohlgefährdung etwa im Kindergartenalter oder im Schulalter.“¹

Dieser Satz besteht im Wesentlichen aus zwei längeren Nominalphrasen (oder auch Nominalgruppen). Das Prädikat, das die beiden Nominalphrasen verbindet, nämlich *sind um ein Vielfaches niedriger als*, ist selbst ziemlich „nominal“, insofern als es neben einer Form des Allerweltsverbs *sein* vor allem Adjektivformen wie den Komparativ *niedriger* und das substantivierte Adjektiv *Vielfaches* aufweist. Eine solche Ausdrucksweise, der so genannte ‚Nominalstil‘, wird im Deutschen vor allem in Textsorten der Verwaltung, des Rechts, aber auch in der Fach- und Wissenschaftssprache gepflegt. Und das schon seit Jahrhunderten. Dieser Stil hat durchaus seine Vorzüge: Auf diese Weise können komplexe Sachverhalte auf engstem Raum dargestellt und verschachtelte Satzgefüge mit diversen untergeordneten Nebensätzen vermieden werden. Auf der anderen Seite stellt er hohe Anforderungen an den Leser: Abstrakte Argumentation wird verdichtet, nicht Schritt für Schritt entfaltet. Verben, die durch „lebendige“ Metaphern Anschaulichkeit vermitteln könnten, werden eingespart.² Ein Text im Nominalstil wirkt blutleer und ist unter Umständen unverständlich, abschreckend und bürgerfern. Insofern ist es gut, dass heute auch Fach- und Behörden Texte sich um einen Stil bemühen, der weniger komplexe Nominalphrasen enthält bis hin zur so genannten „leichten“ Sprache.

In diesem Kapitel soll es aber nicht um Stilfragen gehen.³ Stilgewohnheiten setzen aber auf strukturellen Eigenschaften einer Sprache auf. Sie nutzen Möglichkeiten, die in einer anderen Sprache vielleicht nicht gegeben sind. Und dabei mögen sie über das Ziel hinausschießen.

Es sind verschiedene Eigenschaften des Deutschen, die hier genutzt werden können: Das sind zum einen auf der Wortebene die im Deutschen besonders ausgeprägte Substantivkomposition (wie in *Kindeswohl*) und die Nominalisierungen, also Umwandlungen von Verben, Adjektiven oder ganzen Sätzen in ein Substantiv (wie in *Gefährdung* zum Verb *gefährden*). Beides kann auch noch in

Kombination auftreten (wie in *Kindeswohlgefährdung*). Auf diese Punkte kommen wir in Kapitel 7 genauer zu sprechen.

Der Nominalstil profitiert zu allererst davon, dass der syntaktische Ausbau von Substantiven zu Nominalphrasen im Deutschen höchst komfortabel möglich ist. Wir verschaffen uns daher gleich im ersten Unterkapitel einen Überblick zu den Bauteilen und ihren Beziehungen.

Die Bauteile der Nominalphrase werden schon von alters her in Wortarten sortiert: Substantive, Adjektive und anderes mehr. Die Klassifikation läuft allerdings nicht immer so glatt, wie man sich das aus Gründen logischer Wohlgeordnetheit wünschen würde: Ist *Vielfaches* in *ein Vielfaches* ein Substantiv oder ein Adjektiv? Solche Fragen führen zwangsläufig auch zum Thema Substantivgroßschreibung, auf das ich in einem Exkurs im Rahmen des zweiten Unterkapitels zu den Wortarten eingehe. Nicht zuletzt wird der Substantivgroßschreibung auch zugeschrieben, sie schaffe Anker der Aufmerksamkeit innerhalb von Nominalphrasen, erleichtere das Lesen – und fördere damit möglicherweise indirekt den Nominalstil.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass es im Deutschen noch – anders als z. B. im Englischen – den Mechanismus der ‚Kongruenz‘ gibt, der Wortformen der anderen nominalen Wortarten, z. B. den Artikel oder adjektivische Attribute auf Kasus, Numerus und Genus des zentralen Substantivs, des ‚Kopfs‘ der ganzen Phrase, abstimmt und damit zu deren Zusammenhalt beiträgt. Zwar können die nur sechs verschiedenen Formen des definiten Artikels *der* und die nur fünf verschiedenen flektierten Formen eines Adjektivs nicht die Aufgabe wahrnehmen, die 24 möglichen Fallunterscheidungen bei vier Kasus, zwei Numeri und drei Genera auszudrücken. In Wahrheit ist der Kongruenzmechanismus – oder unser Umgang mit ihm – intelligenter und effektiver als gedacht.⁴ Dies hoffe ich im dritten Unterkapitel zu zeigen. Dabei befassen wir uns auch mit der Funktionalität von Numerus und Genus, und nicht zuletzt wird auch das brisante Thema Genus und Sexus angesprochen.

Wir nehmen diesen Gedanken aus Kapitel 2 wieder auf und unterfüttern ihn: Nominalphrasen erlauben uns die Bezugnahme auf Gegenstände unserer Welt – oder vielmehr: Sie ermöglichen uns, das, worüber wir etwas zu sagen haben, für unseren Verstand und unsere Kommunikation zu erschließen. Wir mögen es benennen, etwa mit dem Namen *Nero*, oder beschreiben, etwa mit der Nominalphrase *der römische Kaiser, der die Stadt im Jahr 64 nach Christus in Flammen gesetzt haben soll*. Beim Beschreiben sortieren wir auch, in Individuiertes und Zählbares wie Frauen, Männer, Rosen oder Kisten einerseits und Nicht-Individuiertes wie Wasser, Eisen und Blut andererseits. Die belebte Natur, an deren Spitze auch Sprachen gerne den Menschen stellen, ist ebenso Gegenstand referenzieller Akte wie menschengeschaffene Artefakte. Das Eingangsbei-

spiel zeigt, dass wir zumal im Nominalstil die Welt auch mit abstrakten Objekten, Geschnehnissen, Möglichkeiten, Tatsachen, Eigenschaften anreichern. Im vierten Unterkapitel werden also die Klassifikationen besprochen, die den nominalen Wortschatz, vor allem den Wortschatz des Substantivs strukturieren. Sie grundieren unsere Alltagsontologie.

Zwischen den Bausteinen von Nominalphrasen bestehen Beziehungen. Die Attributbeziehung zwischen dem Kopf der Phrase und einer Phrase etwa im Genitiv wie in *das Haus **meiner Oma*** oder einer von-Phrase wie in *ein neues Auto **von Daimler*** wird als eine possessive Beziehung gedeutet: Es geht um das Haus, das meine Oma hat, um das Auto oder das Automodell, das Daimler produziert und an dem die Firma – zunächst – alle Rechte hat. Wir zeigen, dass sich im Deutschen, in anderen europäischen Sprachen und darüber hinaus die Spielarten der Possession, in handfesten wie in ganz abstrakten Varianten, in nominalen Konstruktionen niederschlagen. Was auch immer das über die Natur des Menschen sagt. Im letzten Unterkapitel befassen wir uns mit diesem exemplarischen Fall semantischer und syntaktischer Beziehungen in der Nominalphrase.

2 Die Nominalphrase: Köpfe und Attribute

Nominalphrasen sind die Phrasen par excellence. Das heißt, sie sind auf strukturierte Weise organisiert, haben eine erkennbare Gestalt und sind damit von ihrer Umgebung abgegrenzt. Organisator der ganzen Gruppe, ihr ‚Kopf‘, ist in der Regel ein übergeordnetes Substantiv, im Fall der ersten Nominalphrase im Beispielsatz oben das Substantiv *Kosten*. Der Kopf gibt vor, welche Formen gewisse andere Bestandteile der Gruppe haben: Der Artikel – also die Wortformen *das* bzw. *ein* in *das Haus meiner Großmutter*, *ein neues Auto von Daimler* – und ein adjektivisches Attribut (wie *neues*) – müssen mit dem Substantiv übereinstimmen, ‚kongruieren‘, und zwar in Genus, Numerus und Kasus. Dazu mehr in Abschnitt 4.3.

Attribut ist ein vieldeutiges Wort. Man kann darunter die charakteristischen Beigaben von jemandem oder etwas verstehen, die typischerweise mit jemandem assoziierten Dinge, Tiere oder auch Symbole, wenn es z. B. heißt: „Im antiken Griechenland galt der Schirm als eines der Attribute der Göttinnen Demeter und Persephone und wurde mit den Begriffen Fruchtbarkeit und Wohlergehen in Verbindung gebracht“ (Mannheimer Morgen vom 01.09.2001). In der scholastischen Philosophie verstand man unter Attributen die wesentlichen Eigenschaften im Unterschied zu den Akzidentien, den zufälligen Eigenschaften. Auch in der sprachwissenschaftlichen Semantik verwendet man Attribut im Sinne von Eigenschaft, Zuschreibung. Vor allem aber ist Attribut ein Begriff der Syntax. In einer

Nominalphrase wie *das Haus meiner Großmutter* ist der Teilausdruck *meiner Großmutter* Attribut zu dem Teilausdruck *Haus*; in *ein neues Auto von Daimler* sind *neues* und *von Daimler* Attribute zu *Auto*. Ein Attribut ist also immer Attribut zu etwas, ‚Attribut‘ ist ein relationaler Begriff. Der Pfeil verdeutlicht in der folgenden Abbildung die Attributbeziehung; durch die eckigen Klammern zeige ich die Grenzen der Attribute:



Abb. 6: Attributbeziehungen.

Haus und *Auto* sind die wichtigsten Teile der gesamten Nominalphrase, sowohl semantisch als auch syntaktisch: Daher auch die Bezeichnung ‚Kopf‘, in Analogie zu dem entsprechenden Körperteil. Attribute kann man (meistens) in einem Satz weglassen, Köpfe dagegen können entweder allein oder zusammen mit einem Artikel als Satzglieder vorkommen: *Das Haus meiner Großmutter wird verkauft. Neue Autos von Daimler werden gezeigt.* Der Kopf wird als das ‚regierende‘ Element des gesamten Ausdrucks verstanden, die anderen Teilausdrücke auch als ‚abhängige‘ Teile oder ‚Dependentien‘. Dies sind einerseits die Attribute, andererseits auch die Artikel oder Pronomina, die an Stelle des Artikels auftreten können wie in *das/mein/dieses/jenes Haus*.

Sowohl der Vorbereich als auch der Nachbereich des Kopfs kann im Deutschen mit Attributen aufgefüllt werden: Im Vorbereich finden sich adjektivische Attribute, zu denen auch attributive Partizipien gehören wie in *das verkaufte Haus*, *ein modernisiertes Auto*. Diese können aber nach Belieben ausgebaut werden wie etwa in *ein neues, besonders schnelles, leichtes, von den findigen Ingenieuren von Daimler modernisiertes Auto*. Den linken Rand kann statt eines Artikels oder Pronomens auch der Genitiv eines Eigennamens besetzen, und zwar eines Personen- oder Ortsnamens wie in *Peters neues Auto* oder *Berlins neuer Olympiapark*. In diesem „sächsischen Genitiv“ trifft sich das Deutsche mit dem Englischen und anderen germanischen Sprachen wie Dänisch, Schwedisch oder Norwegisch. Im Englischen sind aber auch umständliche Phrasen, nicht nur Namen in dieser Konstruktion möglich, während im Deutschen Titel wie „Des Kaisers neue Kleider“ oder „Eines langen Tages Reise in die Nacht“ antiquiert oder manieriert klingen.⁵ Bei der Formulierung „Goethes und der beiden Roosevelts Amerika existiert nicht mehr“ (Spiegel vom 05.11.2001) ließ sich der Autor Rudolf Augstein wohl durch den in dieser Position üblichen Eigennamen *Goethe* dazu anregen, gleich die ganze Koordination nach vorn zu packen.

Dem Nachbereich sind im Prinzip keine Grenzen gesetzt. So besteht er in unserem Einstiegsbeispiel – typisch Nominalstil – aus einem Attribut mit der Präposition *im*, das aber seinerseits mehrfach ineinander geschachtelte weitere Attribute enthält:

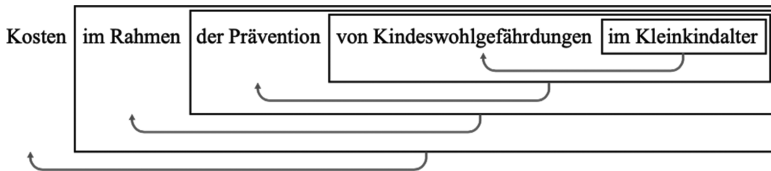


Abb. 7: Schachtelung von Attributen.

Auch im Englischen, Französischen und Polnischen ist der Nachbereich des Kopfs in ähnlicher Weise ausbaubar. Neben attributiven Nominal- und Präpositionalphrasen sind vor allem auch attributive Relativsätze zu nennen. Diese bilden meist das Schlusslicht in einer Reihe von Attributen. So könnten wir z. B. sämtlichen geschachtelten Attributen zu *Kosten* noch den Relativsatz *die für die öffentliche Hand entstehen* nachfolgen lassen. Im Englischen und Französischen wie im Polnischen stehen auch attributive Adjektive gegebenenfalls nach dem Kopf. Die jeweiligen Regeln unterscheiden sich im Einzelnen. In der Tendenz läuft es aber darauf hinaus, dass komplexe Adjektiv- und Partizipialphrasen im Englischen wie im Französischen unbedingt nachgestellt werden müssen. Man vergleiche das englische Beispiel: *These are issues [challenging traditional views on politics]* gegenüber dem ungrammatischen **These are [challenging traditional views on politics] issues*. Im Deutschen dagegen wird unerbittlich auch ein langes Partizipialattribut vorn platziert: *Dies sind [traditionelle politische Standpunkte in Frage stellende] Angelegenheiten*.⁶ Nicht von ungefähr mokiert sich Mark Twain z. B. über folgende Konstruktion aus dem Roman „Das Geheimnis der alten Mamsell“ von Eugenie Marlitt: „Wenn er aber auf der Strasse der in Sammt und Seide gehüllten jetzt sehr ungenirt nach der neusten mode gekleideten Regierungsrathin begegnet.“⁷

Das Polnische ist wie generell in Fragen der Wortstellung liberaler; aber tendenziell schließt es sich dem Englischen und Französischen hier an. Die „Strategie“ dieser Sprachen kommt auf diese Weise, so scheint es, der Sprachverarbeitung entgegen: Zuerst kann man die vom Kopf vermittelte Hauptinformation rezipieren, dann auf dieser guten Grundlage zusätzliche nähere Spezifikationen. Das Deutsche dagegen stellt bei solchen Konstruktionen hohe Anforderungen an Gedächtnis und Kombinationsfähigkeit von Hörerin oder Leser.⁸

Das Deutsche steht aber nicht allein. Das Ungarische favorisiert sogar eindeutig nur den Vorbereich des Kopfs. Attribute im Nachbereich außer satzförmigen, z. B. Relativsätzen, sind ungewöhnlich oder gar ausgeschlossen. Um Phrasen vorfeldfähig zu machen, verwandelt man sie in Adjektive oder Adjektiv-/Partizipialphrasen, wie in diesem einfachen Beispiel: *a [budapesti] lány* ‚das Mädchen aus Budapest‘. Auf den definiten Artikel *a* folgt die durch das Suffix *-i* adjektivierte Form von *budapest*, danach das Kopfsubstantiv.

3 Substantiv, Adjektiv und was sonst? Die nominalen Wortarten

Substantiv und Verb werden oft als die beiden Hauptwortarten in einem Zug genannt. Es gibt aber bedeutende grammatische Unterschiede: Substantive haben mehrere Verwandte; es gibt neben ihnen als weitere nominale Wortarten Adjektive, Pronomina, Artikel und vielleicht noch andere. Substantive scharen in der Regel vor allem Elemente dieser nominalen Wortarten um sich zu einer substantivischen Nominalphrase. Verben dagegen haben keine direkten Verwandten, sie können Komplexe aus Hilfsverb(en) und so genannten Vollverben (wie in *gesehen haben wird*) bilden; aber diese formen anders als Nominalphrasen keine geschlossenen Gruppen, sondern können, jedenfalls im Deutschen, aufgespalten werden (wie in *Er wird die Frau gesehen haben*). Verben breiten so ihre Wirksamkeit auf den ganzen Satz aus, und daher wird in einigen Theorien der ganze Satz als ihnen zugehörige Phrase aufgefasst.

Aber klären wir doch zunächst, was ein Wort zum Mitglied einer Wortart, z. B. zu einem Substantiv macht.

3.1 Die Wortart Substantiv: im Deutschen ein vergleichsweise leichter Fall

Beim Klassifizieren oder Kategorisieren sind wir auf der sicheren Seite, wenn wir uns des klassischen Schemas bedienen. Wir nennen dann das, was unbedingt erfüllt sein muss, damit etwas ein X ist, z. B. ein Substantiv, und versichern uns, dass damit gleichzeitig ausgeschlossen ist, dass dieses Etwas auch ein Y, z. B. ein Verb oder ein Adjektiv, sein könnte. Wir brauchen, so sagt man dann, (mindestens) ein notwendiges und hinreichendes Merkmal, um Kategorien oder Klassen zu bestimmen. Für das Deutsche fällt es leicht, auf diese Weise die Klasse der Substantive zu bestimmen: Deutsche Substantive haben notwendigerweise ein feststehendes Genus, sie sind entweder Maskulina, Neutra oder Feminina.⁹ Und: Wörter anderer Art haben eben kein fixes Genus – sei

es, dass sie überhaupt kein Genus haben können wie Verben oder Adverbien (z. B. *hier, dort, gestern*), sei es, dass ihr Genus nicht ein für alle Mal feststeht, sondern je nach syntaktischer Umgebung veränderlich ist. Letzteres gilt in der Regel für Angehörige der anderen nominalen Wortarten. Adjektive oder Artikel passen sich chamäleonartig an das Genus des substantivischen Kopfs der Nominalphrase an: Es heißt *ein schöner Mann, eine schöne Frau* und *ein schönes Kind*. Pronomina zeigen durch Genuswechsel an, welches Genus ihr Bezugsausdruck hat: Beziehen wir uns auf den schönen Mann, benutzen wir *er*, bei der schönen Frau *sie*, beim schönen Kind *es*. Es reicht also nicht aus, dass Substantive dekliniert, d. h. nach Kasus und Numerus flektiert (oder „gebeugt“) werden. Dieses Merkmal grenzt nur die nominalen Wortarten insgesamt ab gegenüber den Verben, die konjugiert werden, nicht dekliniert. Verben werden ja nach Person, Modus und Tempus gebeugt, also nach ganz anderen Prinzipien. Und natürlich sind durch das Merkmal Flektierbarkeit die Verben und die Wörter aus nominalen Wortarten abgegrenzt von denen, die nicht flektiert werden wie die oben genannten Adverbien, aber auch Konjunktionen wie *und, oder, weil, als* und Wörtchen wie *eben, doch, ja* (wie in *Das ist eben / doch / ja bekannt!*).

Mit dem notwendigen und hinreichenden Kriterium der Genuskonstanz kommen wir auch z. B. für das französische und polnische Substantiv zurecht, oder auch für das italienische, spanische, portugiesische bzw. das russische, tschechische, ukrainische oder auch das litauische oder lettische. Nicht aber für Substantive des Ungarischen oder Finnischen und Türkischen und auch nicht des Englischen. Die finnougri-schen Sprachen und die Turksprachen haben kein Genus; das Englische hat nur bei bestimmten Pronomina (wie *he, she, it*) Genusunterscheidungen – wir kommen darauf in Abschnitt 4.4 zurück.

Man muss sich also auf die Suche nach anderen Kriterien machen. Im Englischen könnte zur Abgrenzung von Substantiv und Adjektiv helfen, dass nur Substantive Numerusunterscheidungen haben, Adjektive nicht. Aber für das Ungarische gilt das schon nicht. Wenn also die Wortformenebene, die Morphologie, bereits bei den europäischen Sprachen nicht zur Unterscheidung taugt, so liegt es denn nahe, auf andere Kriterien zurückzugreifen, z. B. syntaktische oder semantische. Als syntaktisches Merkmal kommt der schon öfter genannte Kopf-Status in Frage: Substantive sind die Köpfe von Nominalphrasen. Zwar ist gerade diese Eigenschaft gar nicht so leicht zu definieren, und es ist sogar umstritten, ob tatsächlich in den Konstruktionen, die wir landläufig als Nominalphrasen verstehen – z. B. *der schöne Mann* –, das Substantiv, also *Mann*, der Kopf ist und nicht etwa der Artikel *der*, zeigt der doch sehr viel deutlicher, was Sache ist im Hinblick auf Kasus, Genus und Numerus der ganzen Phrase. Aber immerhin ist das Substantiv hier der Hauptinformationsträger, und schließlich

gibt das Substantiv zumindest das Genus vor, und die Nicht-Köpfe, wie der Artikel, haben sich anzupassen. Nun kann aber eine Nominalphrase auch einen anderen als einen substantivischen Kopf haben. Nicht immer sind also die Köpfe von Nominalphrasen Substantive.

Vor allem Adjektive kommen hier in Frage, wie schon beim Einstiegsbeleg mit *ein Vielfaches*. Im Deutschen dürfen Adjektive im Prinzip Köpfe von Nominalphrasen werden, denken wir nur an *die Reichen* oder *die Armen*, *die Kranken* oder *die Gesunden*. So konstruieren wir, wenn wir generelle Aussagen über Menschen unter einem bestimmten Gesichtspunkt, unter einer gerade relevanten Eigenschaft machen wollen. Mit einer Neutrumform des Adjektivs als Kopf der Phrase beziehen wir uns dagegen auf beliebige Verkörperungen der genannten Eigenschaft. In Schillers Nänie heißt es: „Auch das Schöne muss sterben.“ Mancher würde vielleicht auch sagen, wir meinten hier die Eigenschaft schön „an sich“. Das Schöne kann ja allerorten und in beliebiger Gestalt in Erscheinung treten. Um das Kopf-Merkmal als hinreichend für die Zugehörigkeit zu den Substantiven zu retten, müssen wir also Kriterien nachlegen. Z. B., indem wir behaupten, nur Substantive seien von Haus aus dazu bestimmt, Köpfe von Nominalphrasen zu werden; sie seien „geborene“ Köpfe, während Adjektive andere angeborene syntaktische Funktionen hätten und in diese syntaktische Funktion „manövriert“ würden. Dafür spricht einiges, wie wir noch sehen werden. Dennoch ist das ein vergleichsweise schwaches Argument.

So scheint denn in erster Linie die semantische Ebene zu bleiben. Müssen wir also auf das tradierte Verständnis von Substantiven als „Ding“-Wörter zurückgreifen? Wenn man unter ‚Ding‘ konkrete Gegenstände versteht, dann ist dieser Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Und zwar aus zwei Gründen: Zum einen, weil zwar in den frühen Stadien des kindlichen Spracherwerbs – oder vielleicht auch in Zeiten, als *Homo sapiens* das Sprechen gelernt hat – zunächst die greifbaren Objekte der eigenen Lebenswelt einen „Namen“ erhalten wie *Bär* oder *Ball*, *Kind* oder *Mütze*. Im Auge des Linguisten handelt es sich hier um die ersten Substantive. Aber die in die Hunderttausende gehenden Substantive des Deutschen bezeichnen ja – von *Angst* bis *Zwielicht* – überwiegend keine konkreten Gegenstände. Zum anderen sind es nicht die Substantive, sondern die ganzen Nominalphrasen, die sich um sie herum konstituieren, mit denen man Dinge, konkrete wie andere, meint: Mit *der grüne Ball da* meine ich – zumindest wenn ich nicht farbenblind bin – einen anderen Gegenstand als mit *der rote Ball da*, obwohl ich doch dasselbe Substantiv *Ball* gebraucht habe. Und auch das *Zwielicht* im Morgengrauen ist ein anderes als das *Zwielicht* in der Abenddämmerung. Bereits in Kapitel 2 (Abschnitt 6.1) wurde die Referenz auf Gegenstände als die Funktion von Nominalphrasen, nicht von Substantiven *per se* beschrieben. Wie wäre es also,

wenn wir das syntaktische Kriterium für Substantive und das semantische Kriterium für Nominalphrasen zusammennehmen und so bestimmen: Substantive sind lexikalische Einheiten, deren prototypische syntaktische Funktion es ist, Kopf einer Phrase zu sein, mit der auf Gegenstände referiert werden kann? Damit hätten wir eine Kategorienbestimmung, die nicht nur für das Deutsche oder europäische Sprachen generell gilt, sondern auch für andere Sprachen, sofern sie überhaupt Konstruktionen haben, die man als referenzielle Phrasen bezeichnen kann. Nun ist letzteres allerdings umstritten, und so ist auch umstritten, ob Sprachen überhaupt notwendigerweise Substantive und Verben als separate Wortarten haben. Für Sprachen mit „richtigen“ referenziellen Phrasen, Nominalphrasen, wie unter anderem das Deutsche und andere europäische Sprachen, können wir dann jeweils handfestere morphologische Kriterien hinzunehmen, wie z. B. für das Deutsche die erwähnte Genuskonstanz und damit jeweils die Kategorie Substantive des Deutschen oder Polnischen usw. bestimmen.

Der Weg, der in der Kategorienbestimmung in der Linguistik beschritten wird, besteht, wie wir gesehen haben, meist in Schritten, die weg führen vom klassischen Schema – aber auf kontrollierte Weise. So muss man, wenn man Substantive in der Sprache überhaupt oder vielmehr in den Sprachen der Welt finden will, eine Vorstellung von deren Funktion haben. Wenn man die Kategorie in einer einzelnen Sprache bestimmen will, muss man diese Vorstellung durch syntaktische und morphologische Kriterien unterfüttern, die sich von Sprache zu Sprache unterscheiden mögen. Dabei kann man Glück haben, und es gibt tatsächlich ein notwendiges und hinreichendes Kriterium wie etwa die Genuskonstanz als Alleinstellungsmerkmal von Substantiven in den europäischen Genussprachen.

3.2 Exkurs: Substantivgroßschreibung

Substantive heißen auf Deutsch nicht nur Dingwörter, sondern auch Hauptwörter. Diesem Status als vermeintliche Hauptsache im Satz könnten die Substantive auch ihre Großschreibung verdanken. Oder ist es umgekehrt? Heißen sie Hauptwörter, weil sie groß geschrieben werden? Die Großschreibung von Substantiven im Satzverbund hat sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet durchgesetzt.¹⁰ Aber die Anfänge reichen weiter zurück: Zunächst wurden, beginnend mit der Zeit um 1500, nur Eigennamen, und zwar so genannte Nomina sacra (wie *Gott* oder *Herr*), Vornamen von Personen und Ortsnamen mit Anfangs-Majuskeln versehen, danach auch die Nachnamen von Personen, Bezeichnungen für Personen, Tiere und konkrete Gegenstände. Erst später folgten die Substantive, die Abstraktes bezeichnen. Allerdings wurde

diese Ausdehnung entlang der ‚Nominalhierarchien‘, also z. B. der ‚Belebtheithierarchie‘ (vgl. Abschnitt 5.2), anfangs vom Einsatz der Großschreibung als Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung überlagert. So konnten Wörter unabhängig von ihrer Wortart groß geschrieben werden, wenn sie eine im Kontext besonders relevante Information transportierten. Recht gut können die Anfangsphasen dieser Entwicklung anhand der Bibelübersetzungen von Luther verfolgt werden. So werden in dem betreffenden Abschnitt des Berichts über den Bau der Arche Noah in der Bibelübersetzung von 1534 nur der Eigennamen *Noah* und das Wort *Kasten* groß geschrieben. Bei dem Kasten handelt es sich um den Gegenstand, der Thema des ganzen Abschnitts ist: In ihm sind die Tiere eingesperrt, Rabe und Taube fliegen heraus, die Taube kommt wieder zurück in den Kasten. Alle anderen Substantive sind klein geschrieben. In der von Luther korrigierten Fassung, die nur 11 Jahre später erscheint, hingegen sind alle Substantive bis auf das Abstraktum *tag* sowie die Bezeichnungen für Körperteile (*fus*, *hand*) groß geschrieben.

Nach viertzig tagen/thet Noah das fenster auff an dem Kasten/ das er gemacht hatte/vnd lies ein raben aus fliegen/der flog jmer hin vnd widder her/bis das gewesser vertrocket auff erden.

Darnach lies er eine tawben von sich aus fliegen/auff das er erfür/ ob das gewesser gefallen were auff erden/ Da aber die tawbe nicht fand/da jr fuß rugen kund/ kam sie widder zu jm inn den Kasten/ Denn das gewesser war noch auff dem gantzen erdboden/ da thet er die handeraus/ vnd nam sie zu sich inn den Kasten.

(Aus: Luthers Bibelübersetzung von 1534)

Nach viertzig tagen/thet Noah das fenster auff an dem Kasten/ das er gemacht hatte/vnd lies einen Raben ausfliegen/ Der flog jmer hin vnd wider her/Bis das Gewesser vertrocket auff Erden.

Darnach lies er eine Tauben von sich ansfliegen/ Auff das er erfür/ ob das Gewesser gefallen were auff Erden. Da aber die Taube nicht fand/da je fuß rugen kund/ kam sie wider zu jm in den Kasten/ Denn das Gewesser war noch auff dem gangen Erdboden/ Da thet er die hand er aus / vnd nam sie zu sich in den Kasten.

(Aus: Luthers Bibelübersetzung von 1545)¹¹

Die generelle Substantivgroßschreibung wurde schließlich mit der Einheitsorthografie für das Deutsche Reich im Jahre 1901 festgeschrieben und ist bis heute gültige Norm. Während auch in anderen Alphabetschriften die weiteren Anwendungsfälle für Wortanfangsmajuskeln, nämlich Satzanfang, Eigennamen (*Elisabeth*, *Maier*, *Frankfurt*, *Vereinigte Staaten*, *Institut für Deutsche Sprache*), An-

rede-Personalpronomina und Anrede-Possessiva in Briefen oder auch adressatenbezogenen Textsorten der neuen Medien (*Du, Sie; Dein, Ihr*), zu finden sind, ist die Substantivgroßschreibung im Satzinnern ein Alleinstellungsmerkmal der deutschen Schriftsprache. Allerdings gab es im Zuge allfälliger Reformen immer wieder Bestrebungen, diese Sonderregelung abzuschaffen – zuletzt im Zuge der Reform von 1995/1996 – und stattdessen eine mit den andernorts üblichen Normen eher konforme „gemäßigte Kleinschreibung“ zur Norm zu erheben. Neben dem Argument der Bewahrung einer durch die quasi natürliche Entwicklung des Schriftsystems beglaubigten Tradition spielte bei den Befürwortern der Substantivgroßschreibung auch das Argument eine Rolle, die Hervorhebung gerade der „Hauptwörter“ nutze dem Leser und erleichtere und beschleunige die Rezeption geschriebener Texte. Da das Deutsche mit seinem Nominalstil (vgl. oben) in der geschriebenen Sprache sehr komplexe Nominalphrasen zulasse, helfe eine optische Hervorhebung der jeweiligen substantivischen Köpfe dem Leser, die wesentlichen inhaltlichen Informationen zu erkennen.¹²

Erkauft wird dies allerdings mit einem potenziellen Nachteil für die Schreiber, vor allem in der Phase des Schriftspracherwerbs. Denn so klar es ist, was im Deutschen zur Wortart Substantiv gehört, so schwierig kann es werden, im Satz- und Textzusammenhang zu entscheiden, ob ein Wort wirklich wie ein „richtiges“ Substantiv gebraucht wird. Es ist also, so heißt es gelegentlich, zwischen einem lexikalisch-morphologischen Prinzip und einem syntaktischen Prinzip der Substantivbestimmung zu unterscheiden.¹³ Substantive können in einem bestimmten Kontext aufhören, wie ein Substantiv gebraucht zu werden. Und umgekehrt können Wörter anderer Wortarten in einem Kontext anfangen, sich wie Substantive zu verhalten. So ist (*die*) *Stelle* lexikalisch-morphologisch zweifellos ein Substantiv, in *anstelle* (wie in *Anstelle eines Tisches nutzen sie eine Kiste*) aber ist es zum Teil einer komplexen Präposition geworden. Ähnlich verhält es sich mit (*der*) *Grund* in *aufgrund* oder (*die*) *Gunst* in *zugunsten* oder (*die*) *Hilfe* in *mithilfe*. Hier haben wir es mit einem allmählichen Übergang von einer Präpositionalgruppe, z. B. von *auf* + *Grund* zum Wort *aufgrund* zu tun. Daher sind noch beide Schreibweisen zugelassen: die in zwei Wörtern mit Substantivgroßschreibung und die in einem Wort. Der Verlust an „Substantivhaftigkeit“ ist immerhin am Fehlen des Artikels erkennbar. „Die Burg entstand im 11./12. Jahrhundert **an der Stelle** einer frühzeitlichen Flieh- und Volksburg“ lautet ein Satz aus einem Wikipedia-Eintrag. Hier hat *Stelle* noch seine konkrete lokale Bedeutung; aber man könnte die Gruppe durchaus durch das grammatikalisierte und nicht mehr lokale *anstelle* ersetzen.

Ein weiteres Beispiel für einen mehr oder weniger „unsubstantivischen“ Gebrauch sind Verbindungen wie *Rad fahren*, *Klavier spielen* oder *eislaufen*, *kopfstehen* und *brustschwimmen*. Hier werden – spontan – so ziemlich alle

möglichen Schreibweisen praktiziert: (1) *Wir wollen klavierspielen*, aber: (2) *Wir spielen heute Klavier*. (3) *Es kann wieder eisgelaufen werden* neben: (4) „Er konnte weder Eis laufen noch Rad fahren“ (die tageszeitung vom 23.01.2010). In diesen Fällen addiert sich zum Problem ‚substantivischer Gebrauch oder nicht‘ noch das Problem ‚getrennt oder zusammen‘. Zusammenschreiben kann man – muss man aber offenbar nicht wirklich – natürlich nur dann, wenn „Substantiv“ und Verbform unmittelbar aufeinander folgen, wie in (1), (3) oder (4), nicht, wenn die Verbform dem „Substantiv“ vorausgeht und möglicherweise noch andere Bestandteile dazwischen treten wie in (2). Diese Form der grammatisch gesteuerten Trennbarkeit ist ein besonderes Faszinosum bei der Bildung deutscher Verben, das nicht nur bei der Kombination mit Substantiven entsteht, sondern auch, wenn z. B. Präpositionen wie *ab*, *auf*, *aus*, *unter* oder *vor* als erste Bestandteile von komplexen Verben gebraucht werden wie in *ablaufen*, *aufpassen*, *ausgehen*, *untertauchen* oder *vorstellen* (*Das Wasser will nicht **ablaufen*** versus *Das Wasser **läuft** nicht **ab***; *Er will bei uns **untertauchen*** versus *Er hat versucht, bei uns **unterzutauchen***). Vor der Neuregelung der deutschen Orthografie 1995/1996 lautete die orthografische Norm: In Fällen wie (1), (3) und (4) wird zusammengeschrieben, in Fällen wie (2) getrennt und das „Substantiv“ groß. Das war problematisch, insofern als suggeriert wird, durch die grammatisch motivierte Abtrennung von *Rad/rad* oder *Eis/eis* usw. vom Verb würden diese plötzlich wieder – sozusagen vollgültig und vollinhaltlich und nicht nur orthografisch – zum eigenen Wort, während sie in Kontaktstellung nur Wortbestandteil sind.

Die Neuregelung von 1995/96 verordnete nun aber eine Radikalkur: Es sollte grundsätzlich – ohne Rücksicht auf Kontakt- oder Getrenntstellung – auseinander und der substantivische Bestandteil groß geschrieben werden. Das wiederum rief Kritiker auf den Plan. Sie argumentierten, man könne nicht alle Fälle über einen Kamm scheren. Bei Fällen wie *Klavier spielen* oder *Rad fahren* sei *Rad* oder *Klavier* immerhin noch eine Art direktes Objekt – man kann ja auch sagen „Sie fährt ein schnelles Sportrad“ – während niemand irgendwelches Eis läuft oder einen Kopf steht. Dieser Kritik wurde insofern Rechnung getragen, als durch eine Revision im Jahr 2006 nun nur noch im ersten Fall, also bei einer Art Objekthaftigkeit, Getrennt- und Großschreibung Norm ist, während durchgängig *eislaufen* oder *kopfstehen* geschrieben wird, auch wenn *eis* oder *kopf* abgetrennt werden.

Auch bei dem umgekehrten Vorgang sind verschiedene Fälle zu unterscheiden. Man spricht dann von ‚Substantivierung‘ im Gegensatz zur eben erörterten ‚Desubstantivierung‘. Besonders wichtig ist die Substantivierung des Infinitivs beim Verb und von Adjektivformen in den drei Genera Maskulinum, Femininum, Neutrum sowie im Plural. Ob ein Infinitiv tatsächlich „substantiviert“ ist, erkennt

man oft an der Artikelsetzung wie in: „Eine Alternative wäre **das Lesen eines spannenden Buches**“ (Vorarlberger Nachrichten vom 08.07.2000). In der Umformulierung: *Eine Alternative wäre ein spannendes Buch lesen* ist der Infinitiv nicht substantiviert, und der Gegenstand des Lesens wird durch das direkte Objekt, nicht durch ein Genitivattribut ausgedrückt. Der definite Artikel kann auch mit einer Präposition verschmolzen sein wie in *zum Lesen eines spannenden Buches*.

„Trifft gar ein leidlich schöner **Reicher** auf eine leidlich reiche **Schöne**, so potenziert sich die Wonne noch“ (NEWS vom 11.11.2004) – in diesem Wortspiel, einer Art Chiasmus, wechseln Wortformen von *schön* und *reich* zwischen attributiver und substantivierter Verwendung. Das Beispiel zeigt aber auch, dass substantivierte Adjektive morphologisch Adjektive bleiben: Das groß geschriebene *Reicher* ist eine Adjektivform mit denselben morphologischen Merkmalen wie das klein geschriebene *schöner*. Es sind die Merkmale: Maskulinum, Singular und Nominativ. Nur die syntaktische Funktion unterscheidet beide. Das groß geschriebene *Reicher* (oder *Schöne*) ist jeweils Kopf der Nominalphrase, das klein geschriebene *schöner* (oder *reiche*) ist jeweils Attribut zum Kopf. Substantivierte Adjektive werden also nicht wirklich zu Substantiven. Es ist daher angemessener, nicht von einer Substantivierung zu sprechen, sondern von einer Nominalisierung – wenn man unter einem Nomen die Kategorie der Ausdrücke versteht, die als Kopf einer Nominalphrase auftreten können. Dazu gehören – eher marginal – auch Wörter anderer Wortklassen wie z. B. in folgenden Fällen: *das Hier und Jetzt, ein großes Durcheinander, mit Ach und Krach, ein vielstimmiges Ja*. Wie man gerade am Beispiel Adjektiv sieht, ist das syntaktische Prinzip der Bestimmung von „Substantiven“ in der Orthografie stärker als das lexikalisch-morphologische.

Man mag über die verschlungenen Wege der Reformen und Re-Reformen und die zahlreichen Einzelfall-Regelungen der Substantivgroßschreibung den Kopf schütteln. Immerhin ist einzuräumen, dass gerade bei der Desubstantivierung die Schreibregeln nicht Ursache von Unsicherheit und Zweifelsfällen sind, sondern dass diese nur grammatische Uneindeutigkeiten mit unklaren Grenzen und Übergängen zwischen den Kategorien widerspiegeln: das Sprachsystem im Wandel. Bei der Verbindung aus Substantiv und Verb ist die untrennbare Verbindung – wie wir sie z. B. aus *wetterleuchten* oder dem kleistschen *wetterstrahlen* kennen – eine Zielkategorie, bei der der Wandel zum Stillstand kommen kann.¹⁴ Manche Schreiber (und Sprecherinnen) wagen sich auf diesem Weg durchaus weiter vor, etwa indem sie entschlossen *staubsaugen* wie ein nicht mehr trennbares Verb behandeln: „Seither **staubsaugt** er die ganze Wohnung mit Begeisterung“ (Weltwoche vom 05.02.2009). Oder sie bleiben vorsichtig bei Verb + substantivischem Objekt: „Evelin Hertmann **saugte Staub**“ (Nordkurier

vom 18.08.2006). Es ist ein teuer und mühsam erkaufte Verdienst der deutschen Orthografie, uns diese Sollbruchstellen unseres Sprachsystems ins Bewusstsein zu rufen.

3.3 Die Wortart Adjektiv: vielgestaltig, schwer bestimmbar

Nicht so gut bestellt wie beim Substantiv ist es mit der Ausgrenzung der Kategorie Adjektiv. Beginnen wir wieder mit dem Versuch einer semantischen Bestimmung. Adjektive sind auf Deutsch ‚Eigenschaftswörter‘. *alt*, *neu* und *jung*, *groß* und *klein*, *dick* und *dünn*, *lang* und *kurz*, *gut* und *schlecht*, *schön* und *hässlich*, *rot* und *grün*, *rund* und *eckig* tragen diesen Namen mit Fug und Recht: Mit der Angabe des Alters, der Erstreckung in einer der Dimensionen, des moralischen oder ästhetischen Werts, von Farbe und Form nennen wir Eigenschaften, die konkrete Gegenstände, ggf. auch Menschen permanent oder zeitlich begrenzt haben. Im letzteren Fall spricht man auch von Zuständen anstelle von Eigenschaften. Und ähnlich wie bei den substantivischen ‚Dingwörtern‘ scheint gerade diese Gruppe von Wörtern für Eigenschaften von ‚Dingen‘ am Anfang der Entwicklung zu stehen. Jedenfalls sind sie auch in Sprachen vertreten, die nur eine kleine Gruppe von Adjektiven haben – Alter, Dimension und Wert an vorderster Stelle. Eigenschaftswörter spiegeln aber begrifflich, dies zeigen bereits diese zentralen Gruppen, stärker subjektive Einschätzungen oder kollektive Normen wider, als dies Substantivbegriffe, zumindest bei simplen Dingwörtern, tun. Ob jemand alt ist oder jung, ob ein Kleid noch neu oder schon alt ist, darüber wird gestritten. Eine Zuschreibung ist also nicht absolut wahr oder falsch, sondern hängt ab von dem Maßstab, den wir anlegen. Mit wenigen Ausnahmen drücken Adjektive in diesem Sinne relative Eigenschaften aus. Ganz deutlich wird das auf der einen Seite bei Dimensionsadjektiven: Ein (beliebiger) Elefant ist groß im Vergleich zu allen anderen (beliebigen) Tieren; ein bestimmter Elefant kann aber klein sein im Vergleich zu anderen Elefanten. Und Entsprechendes gilt für die beliebige bzw. eine bestimmte Maus mit umgekehrten Vorzeichen. Aber auch für Länge, Breite, Dicke, Tiefe. Auf der anderen Seite ist die Qualifikation von etwas als schön oder hässlich nicht nur abhängig vom Gegenstandsbereich – was an einer Blumenvase schön ist, kann an einer Suppenschüssel als hässlich empfunden werden –, sondern eben relativ zu ästhetischen Normen und dem individuellen Geschmack. Und wenn wir erst an Bezeichnungen für menschliche Eigenschaften wie *klug* oder *dumm*, *arm* oder *reich*, *mutig* oder *feige* denken – auch diese gehören zum erweiterten Kreis von häufig in den Sprachen der Welt vertretenen Adjektiven –, dann wird die Abhängigkeit von gesellschaftlichen Normen und Werten ganz offenkundig. Zwar gibt es immer wieder Versu-

che, auch die Zuschreibung dieser Eigenschaften zu objektivieren und sie damit in verbindliche, ‚absolut‘ geltende Bestimmungen zu überführen, etwa wenn man sich auf Intelligenzquotienten als Maßstab für die Klugheit beruft oder auf das mittlere Einkommen als nationalen Maßstab für Armut.¹⁵ Nur die Farbadjektive und diejenigen, die sich auf die Gestalt, etwa die geometrische Form eines konkreten Objekts beziehen, scheinen (mit gewissen Unschärfetoleranzen) absolut zu gelten: Ob etwas quadratisch ist oder nicht, kann nachgemessen werden – ob es auch praktisch und gut ist, dagegen nicht. Auch mit den an sich relativen Dimensionsadjektiven können absolute Größen angegeben werden, wenn man sie mit Messwerten verknüpft: Ein zwei Meter tiefes Schwimmbecken ist genauso tief wie ein zwei Meter tiefer See – auch wenn das Schwimmbecken tief sein mag für Schwimmbecken und der See flach für Seen.

Soweit so gut. Im Deutschen und in den anderen europäischen Sprachen ist die Wortart Adjektiv jedoch weit über die Bezeichnungen von Eigenschaften hinaus ausgedehnt. Der heutige Tag ist kein Tag mit der Eigenschaft *heutig*, die städtische Müllabfuhr hat nichts Städtisches an sich, und eine fürstliche Residenz ist zwar eine Residenz, wo ein Fürst seinen Sitz hat oder hatte, aber sie kann alles andere als fürstlich sein, was *Grandeur* und *Komfort* angeht. Das bedeutet, dass die Bezeichnung von Eigenschaften nicht notwendig ist für die Wortart Adjektiv. Auch ein weiteres semantisches Kriterium, die Steigerungsfähigkeit (wie in *groß* – *größer* – *größter/am größten*), liegt nicht notwendigerweise vor. (Es ist auch nicht hinreichend, denn auch Adverbien wie *oft* mit *öfter*, *am öftesten* oder *gern* mit *lieber*, *am liebsten* können gesteigert werden.¹⁶) Nur wo es um gewisse abstufbare Qualitäten geht, kann – in aller Regel – gesteigert werden. Es gibt aber – etwa im Reich der Mathematik oder der exakten Wissenschaften – Eigenschaften, die keine Abstufung kennen, sondern entweder ganz oder gar nicht gegeben sind, wie etwa ‚gerade‘ bei natürlichen Zahlen oder ‚reell‘ und ‚rational‘, wenn man von Zahlen allgemein spricht. Auch im sozialen Leben gibt es – zumal, wo es durch juristische Setzungen geregelt ist – nicht abstufbare Eigenschaften wie etwa ‚ledig‘ oder ‚minderjährig‘. Aber selbst der durch ‚tot‘ beschriebene Zustand mag uns neuerdings als in sich abgestuft und damit gegebenenfalls auch komparierbar erscheinen, wenn wir an Intensivmedizin und Organentnahme denken. Zudem gibt es ja auch abgestufte Zuschreibungsmodi. So ist das mumifizierte Nashorn in einem Roman des Autors Martin Mosebach unbestreitbar tot, „sah aber toter aus als nach dem Schuss, der den angriffsbereiten Riesenpanzer in einen schlaffen Sack verwandelt hatte“.¹⁷ Besinnen wir uns also auf andere, weniger zweifelhafte Kriterien.

Faktisch haben wir bereits von einem syntaktischen Kriterium Gebrauch gemacht, als wir wie selbstverständlich immer von Verbindungen mit einem Substantiv wie in *ein heutiger Tag* oder *die fürstliche Residenz* als Testfall ausgegangen sind. Und in der Tat wird diese Vorkommensart, als Attribut zum substantivischen

Kopf der Nominalphrase häufig als ausschlaggebend für Adjektive angesetzt. Allerdings gibt es im Deutschen auch Wörter wie *barfuß*, *entzwei*, *kaputt*, *pleite*, *quitt* oder *schade*, die nicht attributiv gebraucht werden. Jedenfalls nicht in der (gehobenen) Standardsprache. Wir würden sie aber gern den Adjektiven zuordnen, unter anderem, weil ihre Entsprechungen in anderen Sprachen ohne Weiteres in eben dieser Funktion vorkommen. Man vgl. „The barfoot contessa“ (dt.: „Die barfüßige Gräfin“, US-amerikanischer Film von 1954). Auch im Polnischen, Italienischen oder Ungarischen erscheint bei diesem Titel ein attributives Adjektiv: polnisch: „bosonoga contessa“, italienisch „La contessa scalza“, ungarisch „a mezítlábas grófnő“. (Im Polnischen und Ungarischen ist das Adjektiv dem Substantiv voran-, im Italienischen nachgestellt.) Außerdem kann man sie mit intensivierenden oder abschwächenden Partikeln verbinden, was auch typisch ist für Adjektive: *ganz kaputt* wie *ganz müde*, *sehr schade* wie *sehr traurig*, *total pleite* wie *total bankrott*.¹⁸ Der Ausdruck *quitt*, der übrigens auf verschlungenen Wegen auf das lateinische Adjektiv *quietus* ‚ruhig‘ zurückgeht, ist in jeweils sprachspezifischer Form auch in anderen europäischen Sprachen vertreten, so mit *quitte* im Französischen, mit *quite* im Portugiesischen und *kwitt* im Ungarischen. Zumindest für Französisch und Ungarisch ist mir bekannt, dass auch dort diese Wörter nicht attributiv gebraucht werden.¹⁹

Im Deutschen sperren sich Eigenschaftswörter zum Teil deshalb gegen den attributiven Gebrauch, weil die dann notwendigerweise flektierte Form uns formal seltsam oder zumindest unvertraut vorkommt, so kann man jedenfalls vermuten. Das gilt z. B., wenn wir die auf einen „vollen“ Vokal – nicht etwa ein als Murmellaut gesprochenes [e] – endenden Farbadjektive *rosa*, *lila* attributiv gebrauchen wollen. Um das Aufeinandertreffen von zwei Vokalen wie in **rosa-es T-Shirt*, den ‚Hiatus‘, zu vermeiden oder vielmehr den Knacklaut, mit dem wir automatisch die Flexionsendung beginnen lassen würden und der leider auch nicht dahin gehört, schieben wir dann gern als Gleithilfe ein [n] ein wie in *rosanes T-Shirt*.²⁰ Eine andere Möglichkeit besteht darin, dass wir einfach die Flexion unterlassen und dann *ein rosa T-Shirt* oder auch *eine prima Idee* sagen. So wird auch gern bei Eigenschaftswörtern verfahren, die aus Substantiven ‚konvertiert‘ sind, wie man so schön sagt, also z. B. bei *ein klasse Film*, *ein scheiße Kommentar*, *ein spitze Festival* – ganz anders zu verstehen als *eine spitze Bemerkung*. Bei anderen wiederum, allen voran *kaputt*, wird einfach gegen obsoletere Normen verstoßen und doch flektiert: Gegen *ein kaputtes Auto*, *ein kaputter Typ* hat „das Sprachsystem“ absolut nichts einzuwenden.²¹ Das gilt auch, wenn Anglizismen wie *fit* oder *cool* für das Deutsche durch Flexion *fit* gemacht werden wie in *fitte Sportlerinnen* und *coole Kids*. Und noch eine Strategie gibt es: Man kann an widerspenstige Wörter die Adjektivendung *-ig* anfügen wie in *barfüßig* zu *barfuß* oder in *trendig* zu aus dem Englischen übernommenen *trendy*.

Welche syntaktische Funktion teilen denn nun aber Wörter wie *barfuß* oder *quitt* mit den „richtigen“ Adjektiven: Sie werden ‚prädikativ‘ gebraucht, z. B. in Verbindung mit *sein* oder *bleiben* wie in *Wir sind jetzt quitt* (wie *Wir sind einig*) oder in *Die Kinder blieben trotz der Kälte barfuß* (wie *Die Kinder blieben nackt*). Diese zweite syntaktische Funktion von Adjektiven, neben der attributiven, gilt nun aber dummerweise wiederum nicht für alle Kandidaten: Die oben schon genannten Aspiranten wie *heutig*, *fürstlich* oder *städtisch* kommen – in dieser Bedeutung – nicht prädikativ vor. Versuche, die attributiven Konstruktionen durch prädikative zu umschreiben, sind, wie man bereits erschließen konnte, entweder kein Deutsch, oder sie haben nicht die ursprüngliche Lesart: Der heutige Tag ist kein Tag, der *heutig* ist. Mit *die fürstliche Residenz* haben wir gegebenenfalls nicht gemeint, dass die Residenz fürstlich ist. Und die städtische Müllabfuhr ist, etwa im Gegensatz zum städtischen Lebensstil, nicht städtisch.²² Adjektive wie diese sind aus Adverbien (z. B. *heute*) abgeleitet, viel häufiger noch aus Substantiven (z. B. *Fürst*, *Stadt*). Im Prinzip kann man aus Substantiven nahezu unbeschränkt durch Anhängung von *-lich* oder auch *-isch* ein solches Adjektiv bilden. Man vergleiche: *abendlich*, *bildlich*, *dienstlich*, ... , *wirtschaftlich*, *zoologisch*. Vergleichbares ist auch in anderen europäischen Sprachen möglich. Wir gehen darauf in Kapitel 7 (Unterkapitel 5) ein. Wenn diese Art von Adjektiven keine Eigenschaft ausdrückt, was bedeuten die Adjektive dann? Unter der städtischen Müllabfuhr verstehen wir die Müllabfuhr, die in den Zuständigkeitsbereich der Stadt fällt. Unter einer fürstlichen Residenz verstehen wir eine Residenz, die einem Fürsten (als Wohn- oder Amtssitz) dient(e). Unter einer wirtschaftlichen Kooperation verstehen wir eine Kooperation auf dem Gebiet der Wirtschaft. Es scheint so viele Lesarten zu geben wie Adjektive. Aber der Schein trügt. Es gibt eine Konstante in der Bedeutung solcher Adjektive: Sie drücken Zugehörigkeit von X (dem Inhalt des Kopfsubstantivs, z. B. ‚Müllabfuhr‘) zu Y (dem Inhalt des substantivischen oder adverbialen Stamms des Adjektivs, z. B. ‚Stadt‘) aus oder noch abstrakter: Beziehung von X zu Y. Man spricht daher auch von ‚Relationsadjektiven‘, Adjektiven, die nicht Eigenschaften, sondern Relationen bezeichnen. In zahlreichen Fällen haben diese Adjektive allerdings auch eine Eigenschaftslesart. Das haben wir schon bei *fürstlich* und *städtisch* bemerkt. Wir sprechen von fürstlicher Bewirtung, wenn es so üppig zugeht, wie der Bürger sich die Gastmähler bei Fürsten vorstellt. Mit einem städtischen Lebensstil meinen wir eine Art zu leben, wie sie in der größeren Stadt im Gegensatz zum flachen Land und zur Provinz gepflegt wird. Diesen Eigenschaftslesarten liegt also ein Vergleich, eine Analogie zugrunde. Soll man die Eigenschaften von jemandem oder etwas beschreiben, bedient man sich ja häufig des Umwegs über den Vergleich. In den Eigenschaftslesarten von aus Substantiven abgeleiteten Adjektiven ist ein solcher stereotyper

Vergleich kondensiert. Kontextfrei kann man dann manchmal nicht entscheiden, ob ein adjektivisches Attribut eine Eigenschafts- oder eine Relationslesart hat. Man denke z. B. an *das menschliche Verhalten*. Ist damit das Verhalten des Menschen als Gattungswesen gemeint (Relation) oder das Verhalten, das Menschen ansteht (Eigenschaft)? Bei *unmenschlichem Verhalten* dagegen kann es nur um eine Eigenschaftslesart gehen.

Zu erwähnen ist eine weitere syntaktische Funktion von Adjektiven im Deutschen: die als ‚adverbiale Bestimmung der Art und Weise‘, wie es in der grammatischen Tradition heißt. Wenn wir z. B. fragen: „Wie war sie denn gestern Abend gekleidet?“, erhalten wir als Antwort z. B. „Sie war elegant / schön / nachlässig angezogen.“ Die in dieser wie in der prädikativen Funktion unflektierten Adjektive bestimmen das Verb, oder vielmehr die mit dem Verb ausgedrückte Prädikation näher. Auch die Qualität von zugeschriebenen Zuständen, Handlungen, Prozessen kann somit durch die deutschen Eigenschaftswörter angegeben werden, nicht nur die Qualität von Gegenständen der Referenz. Semantisch wirken sie also nicht nur auf die Bedeutung von Substantiven einschränkend bzw. modifizierend ein, sondern auch auf die von Verben: Elegante Kleider müssen über das Kleidsein hinaus ein weiteres Kriterium erfüllen. Um elegant gekleidet zu sein, reicht es nicht aus, Kleidung zu tragen. Deutsche Adjektive sind, so können wir sagen, Modifikatoren sowohl für substantivische als auch für verbale Inhalte oder Begriffe. Das gilt zwar ähnlich für viele Sprachen, für die europäischen allerdings nicht generell.

Neben Deutsch gebrauchen auch z. B. Niederländisch, Schwedisch oder Rumänisch in der Regel einfach den Adjektivstamm in dieser Funktion. Oft werden Adjektive für die adverbiale Funktion speziell mit einem Marker, meist einem Suffix versehen und – so wird das dann in der Regel interpretiert – in die Wortart Adverb überführt. Im Englischen dient das Suffix *-ly* (wie in *clearly*, *rapidly*) diesem Zweck. Romanische Sprachen haben oft ein Suffix, das auf das lateinische Substantiv *mens* ‚Sinn, Verstand‘ zurückgeht, mit französisch *-ment* (*rapidement*), italienisch, portugiesisch und spanisch *-mente* (*rapidamente* (ital., port.), *rápidamente* (span.)) gegenüber rumänisch *repede* (auch in adverbialer Funktion). Der „Adverbialisator“ *-ment(e)* ist ein typischer Fall von Grammatikalisierung: Die ursprüngliche syntaktische Verbindung, z. B. lat. *rapida mente* ‚schnellen Sinns‘ ist, beginnend mit dem Vulgärlateinischen, zu einem Wort zusammengedrückt worden und dessen Bedeutung sozusagen von ‚Sinn‘ entleert.²³ Suffixe machen auch im Polnischen und Ungarischen aus Adjektiven erst Adverbien. Linguisten haben aus dieser Tendenz zur Zugabe gefolgert, dass die adverbiale Funktion jedenfalls nicht die primäre Funktion von Adjektiven ist. Ihr Argument ist dabei: Formaler Aufwand bildet inhaltlichen Aufwand ab. Das nennt man auch ‚Ikonizität‘ von Form und Funktion.

Und was hat uns dies nun erbracht für eine Bestimmung der Wortart Adjektiv? Es gibt, kurz gesagt, weder hinreichende noch notwendige Kriterien – wenn

wir alle Spielarten erfassen wollen, die hier am Beispiel des Deutschen erläutert wurden. Wenn wir, wie beim Substantiv, wieder eine Verbindung aus sprachübergreifenden syntaktischen und satz-semantischen Kriterien zugrunde legen, so wäre diese am sinnvollsten: Adjektive sind lexikalische Einheiten, deren prototypische syntaktische Funktion es ist, Attribut zum Kopf einer Phrase zu sein, mit der auf Gegenstände referiert werden kann. Mit dem Zauberwort ‚prototypisch‘ haben wir uns nun einen Ausweg aus dem strikten Aristotelischen Definitionsschema eröffnet. Es erlaubt uns, einen Kernbestand einer Kategorie, der alle Merkmale erfüllt, zu unterscheiden von einer – möglicherweise noch in sich gestuften – Peripherie, in der Merkmale, die auf den Kernbestand zutreffen, nicht erfüllt sind.

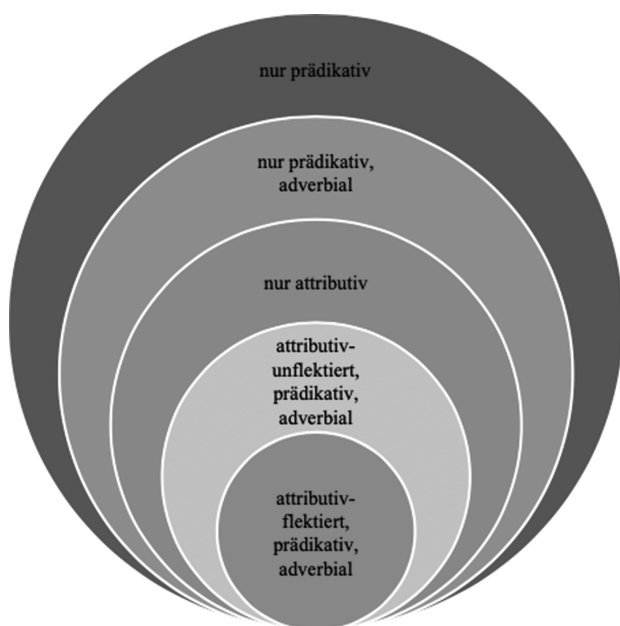


Abb. 8: Kern und Peripherie der Wortklasse Adjektiv im Deutschen.

3.4 Pronomina, Artikel und Konsorten, Numerale: die Schmutzdecke der Kategorisierung?

Die syntaktische Position von Nominalphrasen kann auch einfach nur durch *ich* oder *du*, *er* oder *sie*, *alle* oder *jene*, *niemand* oder *nichts* und andere Pronomina eingenommen werden. Pronomina sind also in erster Linie durch die Funktion als syntaktische „Ersatz“-Formen bestimmt. Semantisch wie morphologisch

allerdings sind sie – im Deutschen wie in anderen Sprachen – kaum auf einen Nenner zu bringen. Immerhin dienen sie wie die Phrasen, für die sie stehen, zur Referenz – in jenem erweiterten Sinne, den wir in Kapitel 2 (Abschnitt 6.1) skizziert haben. Anders als Nominalphrasen referiert man mit Pronomina aber, ohne den oder die Referenten näher zu charakterisieren, etwa als Freund, Nachbarin, Nachbars Kettenhund oder Gartenzaun. Man prädiziert also nicht. Auch benennt man ihn oder sie nicht, etwa mit *Egon*, *Eva* oder *Bruno*. Vielmehr arbeitet man bei pronominaler Referenz mit dem Zeigen in der Äußerungssituation, also deiktischen Verfahren (bei *ich*, *du* oder auch *dieser*, *jener*), dem Verweisen im Textraum, also auf bereits Erwähntes oder noch zu Erwähnendes (bei *er*, *sie*, *es*), dem Erfragen (bei *wer/was*, *welcher*) und dem Quantifizieren (bei *etwas*, *alle*, *niemand*). Noch größer ist die Divergenz im morphologischen Verhalten: Die meisten Pronomina flektieren zwar irgendwie nominal, meist ähnlich wie Adjektive bei so genannter ‚starker Flexion‘. Man vergleiche *Kalter Kaffee schmeckt nicht* wie *Dieser schmeckt nicht*. Aber die Personalpronomina aller drei Personen haben eine idiosynkratische Flexion. Daneben gibt es unflektierbare, nämlich *etwas*, *nichts*, *man*.

Es handelt sich also, kurz gesagt, kaum um eine echte Wortart, für die ein notwendiges und hinreichendes Merkmal gegeben ist wie bei den Substantiven, oder die wenigstens über einen prototypischen Kern verfügt wie die Adjektive. Eher geht es um eine Ansammlung von nominalen Wortklassen, die partiell untereinander durch Gemeinsamkeiten und Gegensätze verbunden und auf diese Weise insgesamt miteinander vernetzt sind. So haben die Kommunikantenpronomen *ich/wir*, *du/ihr* zweifellos einen Sonderstatus – man kann sie nicht durch eine Nominalphrase ersetzen: Wenn ich *die Sprecherin* statt *ich* sage, distanzieren mich von mir. Wenn ich für eine anwesende Person nicht *du*, sondern ihren Namen verwende, spreche ich nicht mit ihr, sondern über sie. Aber die Kommunikantenpronomen selbst sind ebenso Mittel der eindeutigen Identifikation, also der definiten Referenz, wie *er/sie/es* und die Demonstrativa *dieser*, *jener* oder auch *der*. In dem Märchen „König Drosselbart“ heißt es: „da fragte sie »ach, wem gehört **der schöne Wald?**« »**Der** gehört dem König Drosselbart.«“ Mit dem Pronomen *der* referiert der Befragte – es ist der Bettelmann, den sie, die Königstochter, zur Strafe heiraten muss – auf dasselbe Objekt, das bereits zuvor durch *der schöne Wald* eindeutig identifiziert worden war. Wüsste der Bettelmann nicht, wem der Wald gehört, hätte er z. B. antworten können: „Der gehört **irgendjemandem**. Ich weiß nicht **wem**.“ Die Indefinitpronomen (wie *(irgend)jemand*, *(irgend)etwas*, *(irgend)einer*) stehen also in Opposition zu der definiten Gruppe. Und sie wiederum haben enge Beziehungen zu den Fragepronomen. Mit der Frage, wem denn der Wald gehöre, gibt die Königstochter zu erkennen, dass sie den Besitzer des Waldes nicht kennt, dass sie ihn nicht identifizieren kann. Nicht von ungefähr verwenden wir ja auch *wer* und *was* selbst umgangssprachlich als

Indefinitpronomina. Man vergleiche: „Da ist wieder **wer** in Seenot“ (Berliner Zeitung vom 18.10.2006).

Indefinit sind auch Pronomina wie *einige*, *mehrere* oder *mancher* zu verstehen. Bei ihnen kommt allerdings noch die Vorstellung einer ungefähren quantitativen Abschätzung hinzu. Kommt es dagegen auf die vollständige Erfassung dessen an, was man gerade im Blick hat, hat man die Wahl zwischen dem „ganzheitlichen“ *alle(r)* und dem „vereinzelnden“ bzw. ‚distributiven‘ *jeder*. In vielen Fällen ist beides möglich: *Alle müssen sterben* oder *Jeder muss sterben*. Aber in *Alle umstanden den Trainer* oder *Alle sind miteinander verwandt* können wir *alle* nicht durch *jeder* ersetzen. Eine Prädikation der Gruppierung (wie *umstehen*, *sich versammeln*, *einen Kreis bilden* usw.) kann nicht auf jeden aus der Gruppe einzeln angewendet werden, sondern nur auf das Kollektiv. *jeder* schließt zudem ein ‚miteinander‘ aus: Jeder kann allenfalls mit (einem) anderen verwandt sein. Die Unterscheidung zwischen *alle(r)* und *jeder* gilt in ähnlicher Weise auch für Englisch mit *all* und *every*, Französisch mit *tout/tous* und *chacun*, Polnisch mit *wszystek/wszyscy* und *każdy*. Auch im Ungarischen gibt es das Paar *az összes* und *minden(ki)*. Allerdings läuft hier die Abgrenzung etwas anders. Auffällig ist z. B., dass *Jeder trug drei Koffer* oder auch *Alle trugen je drei Koffer* (Welch ein Kraftakt!) im Ungarischen so wiedergegeben wird: *Mindenki három-három bőröndöt vitt*; wörtlich: ‚Jeder/Alle drei-drei Koffer trug(en)‘. Die Distributivität wird also durch die Wiederholung des Zahlworts für ‚drei‘ wiedergegeben. Aus meiner Sicht eine bestechende Idee, das Zuweisen einer numerischen Quantifikation auf die einzelnen Mitglieder einer Gruppe so auszudrücken: Man stellt sich vor, wie der Sprecher auf jeden zeigt und z. B. *drei (Koffer)* wiederholt. So verwundert es nicht, dass dieses Verfahren in den Sprachen der Welt weit verbreitet ist. In Europa zwar nur neben dem Ungarischen in einer samischen Sprache auf der Halbinsel Kola im nordwestlichen Russland, aber auch im Georgischen und Kurdischen sowie in zahlreichen Sprachen Afrikas, Indiens, Südostasiens sowie in indigenen Sprachen des nordamerikanischen Kontinents.²⁴

Eine besonders verwirrende Eigenschaft vieler Pronomina haben wir bisher außer Acht gelassen: die Tatsache, dass sie anscheinend Doppelgänger haben, die eben nicht als Ersatz für eine Nominalphrase vorkommen, sondern im Deutschen wie in den meisten anderen europäischen Sprachen als (erster) Teil einer Nominalphrase. Statt im Kaffeeladen auf einen Sack einer bestimmten Sorte zu deuten und zu sagen: „Dieser schmeckt nicht“ könnten wir auch sagen: „Dieser Kaffee schmeckt nicht“ oder „Dieser kolumbianische Kaffee ist mir zu bitter“. In der Linguistik spricht man da von ‚Determinativen‘ oder auch von ‚determinativischem Gebrauch‘. Denn muss man wirklich annehmen, es handle sich jeweils um zwei verschiedene Wörter bei *dieser*, *jener*, *alle(r)*, *etliche(r)* usw., je nachdem, ob man sie selbstständig oder determinativisch gebraucht?

Wörter anderer Wortklassen haben doch auch verschiedene syntaktische Verwendungen, wie etwa oben für die Adjektive diskutiert. Ausgenommen vom determinativischen Gebrauch sind die Personalpronomina, zumindest sieht es so aus. Wir kommen darauf weiter unten (Abschnitt 6.4) im Zusammenhang mit den Possessivpronomina zurück. Daneben gibt es als Spezialität des Deutschen morphologisch gespaltene Persönlichkeiten wie *keiner/kein*, *irgendeiner/igendein*, *seiner/sein*. „Denn keiner ist ohne Schuld“ lautet in Anlehnung an eine Sentenz des römischen Philosophen Seneca²⁵ (oder auch an die christliche Version im Römerbrief, Kapitel 3, Vers 21) der deutsche Titel eines Krimis von Elizabeth George. Wir lesen das, wie wenn da stünde: „Denn kein Mensch ist ohne Schuld.“ Das heißt, wenn weder im außersprachlichen noch im sprachlichen Kontext eine andere oder eine bessere Spezifikation für *keiner*, *einer* oder *dieser*, *jeder* usw. erkennbar ist, interpretieren wir diese Formen „automatisch“ personal. Und das ist, wie andere sprachübergreifende Merkmale, der Nominalhierarchie geschuldet.

Auf Englisch lautet Senecas Sentenz „No one is without fault“. In dieser Sprache, die generell im nominalen Bereich wenig mit morphologischen Strategien arbeitet, wird also die selbstständige Variante bei personalem Bezug durch Hinzusetzung von *one* oder auch *body* zur determinativischen Variante erzeugt. Und zwar auf der ganzen Linie: *anyone/anybody*, *everyone/everybody*, *no one/nobody*, *someone/somebody*. Neben dieser Reihe gibt es konsequenterweise auch eine Reihe für den Bezug auf das Nicht-Personale oder Unspezifische mit *anything*, *everything*, *nothing*, *something*. Unspezifisch sind diese Ausdrücke, insofern als man z. B. auf die Frage „Did you see anything at all?“ durchaus antworten kann: „Yes, two women with small children and far away a tall tree.“ Entsprechend kann man auch im Deutschen auf die Frage „Hast du überhaupt etwas gesehen?“ unter Nennung von Personen antworten, nämlich mit: „Ja, zwei Frauen mit kleinen Kindern und einen großen Baum in der Ferne.“ Es handelt sich also – wenn wir ein klein wenig abschweifen – hier um eine ‚privative Opposition‘, wie sie ähnlich auch beim ‚generischen Maskulinum‘ vorliegt. Nur im Kontrast mit dem „anderen“ Glied der Opposition, hier dem Personalen, wird das Unspezifische auf den oppositiven Wert festgelegt, nämlich das Nicht-Personale.

Auch im Französischen wird bei einem Indefinitpronomen wie im Englischen der selbstständige Ausdruck durch Hinzusetzung des Ausdrucks für ‚einer‘ und ‚Sache‘ zum determinativischen abgeleitet: *quelque* ‚irgendein‘: *quelqu’un* ‚(irgend) einer‘ – *quelque chose* ‚(igend)etwas‘. Zu determinativischem *chaque* ‚jeder‘ haben wir immerhin *chacun* für das Personale, *chaque chose* ist (noch) nicht zur festen Verbindung geworden. Das Deutsche hatte vom Althochdeutschen her durchaus auch solche Verbindungen, und zwar mit *man* ‚Mann‘, ‚Mensch‘ für das Personale und *waz* für das Unspezifische; diese Verbindungen sind uns nur noch in ver-

dunkelter oder verstümmelter Form erhalten, z. B. in *jemand* oder *niemand* bzw. *etwas*.²⁶

Nicht durch die Zeiten verdunkelt, aber noch heute verwirrend ist das Verhältnis zwischen dem Demonstrativpronomen *der/die/das* und dem Artikel *der/die/das*. Auf den ersten Blick könnte man auch hier sagen, es handle sich um das Nebeneinander von selbstständiger Form (Demonstrativum) und determinativischer Form (Artikel). Denn auch hier gibt es morphologische Variation. Man vgl.: *Ich erinnere mich dessen/derer* – *Ich erinnere mich des Mannes/der Besucher* oder *Ich glaube denen* – *ich glaube den Politikern*. Es gibt also in den Kasus Genitiv und Dativ (hier nur im Plural) eine Opposition zwischen einer Langform für das selbstständige Demonstrativum und einer Kurzform für den Artikel. In der Tat ist der definite Artikel erst im Laufe der althochdeutschen Zeit aus dem Demonstrativpronomen hervorgegangen und allmählich bei ‚zählbaren‘ substantivischen Begriffen (wie *König*, *Ross* oder *Tisch*) notwendig geworden. Dabei ist der zeigende, der deiktische Charakter des Demonstrativums verloren gegangen. Wenn ich z. B. von dem Tisch spreche, ist nur vorausgesetzt, dass der Adressat diesen Gegenstand eindeutig identifizieren kann, z. B. weil es nur einen einzigen im Raum gibt oder weil die ganze Zeit schon eben dieser Gegenstand Gesprächsthema war. Nur wenn ich das Wörtchen besonders betone und z. B. ‚den Tisch hier mit ‚dem Tisch dort vergleiche, ist noch eine lautliche Zeigegeste vorhanden. Heute empfinden wir den Artikel aber nicht mehr als unbetonte, unselbstständige Variante des Demonstrativpronomens. Er hat sich abgenabelt.

Im Übrigen haben viele indoeuropäische Sprachen den gleichen Weg beschritten. Kannte das Lateinische wie die rekonstruierte indoeuropäische ‚Protosprache‘ keine Artikel, so haben die romanischen Sprachen auch ein Demonstrativum, nämlich *ille* ‚jener‘, zum definiten Artikel umfunktioniert, man denke an französisch *le/la* oder italienisch *il/la*. In slawischen Sprachen wie Russisch und Polnisch braucht man bis heute keine Artikel. Allerdings gibt es zumal im Tschechischen, aber auch im Polnischen die Tendenz, das Demonstrativum *ten* ‚dieser‘ zum Artikelwort verblasen zu lassen. Woher nur dieses Bedürfnis nach einer sichtbaren oder hörbaren Signalisierung von Definitheit (oder auch Indefinitheit durch den indefiniten Artikel) kommt?

Abschließend zur Unübersichtlichkeit des pronominal-determinativischen Komplexes noch ein weiterer Gesichtspunkt: In den europäischen Artikelsprachen sind die einschlägigen Kandidaten gut von Adjektiven abgegrenzt. Im Allgemeinen markieren sie die linke Grenze der Nominalphrase, Adjektive folgen ihnen nach. Es heißt also *dieser gute Kuchen* wie *this good cake* oder *ce bon gâteau* und nicht etwa **gute dieser Kuchen* usw. In artikellosen Sprachen gibt es keine solche strikte Ordnung, ein Demonstrativum kann im Polnischen unter

Umständen auch auf ein Adjektiv folgen. Und damit ist auch in Frage zu stellen, ob nicht die ganze Pronomenklasse zumindest dort als Randphänomen den Adjektiven zuzuschlagen ist. Zumal es – ganz generell – auch inhaltlich Übergänge etwa zwischen quantifikativen Pronomina wie *mehrere*, *einige*, *manche* und quantifizierenden Adjektiven wie *vielen*, *zahlreichen* gibt. Im Deutschen kann man eine feine Trennlinie insofern aufrechterhalten, als wir sagen: *die vielen/zahlreichen Leute*, nicht aber **die einigen/manchen Leute*. Die Zahlwörter im engeren Sinne – also die, die man auch durch Ziffern repräsentieren kann – verhalten sich ohnehin, im Deutschen jedenfalls, syntaktisch wie Adjektive, wenn sie auch bis auf Reste bei *zwei*, *drei*, *vier* nicht flektiert werden. Für *zweier*, *dreier*, *vierer* wie in *Sie ist Mutter zweier/dreier/vierer Kinder* gibt es in DeReKo Belege, und zwar absteigend von über 250.000 bei *zweier* über ca. 55.000 bei *dreier* bis nur 679 bei *vierer*. Auch die Dativformen gibt es, z. B. in *mit zwei(en) ihrer Kinder*, *bei allen drei(en)*. Bei *auf allen vieren* zweifeln manche, ob es nicht „logischer“ wäre, *vieren* hier groß zu schreiben, sind doch Hände und Füße, und damit „substantivische“ Konzepte gemeint.

4 Kurze Endung – große Wirkung: die Markierung von Kasus, Genus und Numerus

Die nominalen Wortklassen flektieren im Deutschen nach Numerus und Kasus, alle außer den Substantiven auch noch nach dem Genus. Was heißt eigentlich ‚nach Genus, Numerus und Kasus flektieren‘? Es bedeutet bei den europäischen Sprachen, die wir im Blick haben, dass an einen Wortstamm eine aus einer Anzahl verschiedener Endungen angefügt wird, die Kasus-, Numerus- und ggf. auch Genusinformation enthält. Substantive, Adjektive, Pronomina und mit ihnen ihre determinativischen Verwandten flektieren unterschiedlich, aber ähnlich. Die pronominale Flexion ist die aufwendigste. An ihr lässt sich am meisten zeigen. Beginnen wir also mit der pronominalen Flexion.

4.1 Die pronominale Flexion im Deutschen: wo Fälle noch sichtbar werden

Wird an den Pronominalstamm *dies-* die Endung *-er* angehängt, so werden z. B. folgende Informationen kodiert, die sich im konkreten Kontext wechselseitig ausschließen:

- a) Genus: Maskulinum, Numerus: Singular, Kasus: Nominativ (wie in: **Dieser** Wein hat seinen Preis)

- b) Genus: Femininum, Numerus: Singular, Kasus: Genitiv (wie in: *der Geschmack **dieser** Butter*)
- c) Genus: Femininum, Numerus: Singular, Kasus: Dativ (wie in: *bei **dieser** Butter*)
- d) Genus: –, Numerus: Plural, Kasus: Genitiv (wie in: *das Lob **dieser** Männer/**dieser** Frauen/**dieser** Kinder*)

Die Endung *-er* beim Pronomen scheint also vier verschiedene Informationen zu tragen, wobei jeweils Genus, Numerus und Kasus „auf einmal“ ausgedrückt werden. Man spricht hier auch von ‚fusionierender‘ Flexion, die nach allem, was wir wissen, für die indoeuropäischen Sprachen am Anfang ihrer Entwicklung generell gegeben war. Neben *-er* gibt es im heutigen Standarddeutschen gerade mal noch vier weitere Suffixe für die nominale Flexion, bestehend aus dem Murmellaut („Schwa“) und ggf. einem Konsonanten. Das vollständige Inventar ist in der geschriebenen Variante dieses: *-e*, *-er*, *-en*, *-em*, *-es*. Dabei ist der Murmellaut selbst instabil und kann unter bestimmten Bedingungen oder auch wahlweise entfallen. Nur in der so genannten pronominalen Flexion wird das Inventar voll ausgeschöpft. Trotzdem reichen fünf Endungen natürlich nicht aus, um die theoretisch $3 \times 2 \times 4$, also 24 Genus-Numerus-Kasus-Konstellationen eindeutig zu differenzieren. So kommt es zu den Zusammenfällen, vornehmer ausgedrückt ‚Synkretismen‘, die wir oben am Beispiel von *-er* gezeigt haben. Vorzeiten, als z. B. anstelle des Murmellauts noch „volle“ Vokale in den Endungen auftraten wie etwa in *diesan* für die maskuline Akkusativform anstelle des heutigen *diesen*, gab es noch etwa doppelt so viele verschiedene Formen. Der massive Formenabbau, der wohl in erster Linie der Tatsache geschuldet ist, dass die Flexionssilben unbetont waren – und noch heute sind –, mit weniger artikulatorischem Aufwand ausgesprochen wurden und daher zunehmend an Klangfülle verloren, ist mit Sicherheit nicht zielgerichtet verlaufen. Und doch hat er – so lässt sich zeigen – zu einem Ergebnis geführt, das als in sich stimmig und funktional betrachtet werden kann. Ungeplant haben sich gewisse Strukturprinzipien für die Verteilung der Wortformen, hier Stamm + Flexionsendung, geltend gemacht. Nützlich ist hierfür die alte Vorstellung eines ‚Paradigmas‘. Sie mag dem Leser aus dem Latein- oder Griechischunterricht bekannt sein: Das Paradigma zeigt, meist in Form einer Tabelle visualisiert, am Beispiel eines jeweils typischen Wortes, also ‚paradigmatisch‘, alle Formen auf. Der Tradition folgend spezifizieren die Spalten die Kasus in der Reihenfolge Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ – für das Deutsche ist es damit genug – und die Zeilen die beiden Numeri, jeweils unterteilt für Maskulinum, Femininum und Neutrum. Belegt man hier schematisch alle 24 als Schnittpunkt von Genus-, Numerus- und Kasuswerten vorgegebenen Zellen mit einer Wortform, wobei man dann natürlich mehrfach die gleiche einfügen

muss, so ist keine Ordnung zu erkennen. Versucht man aber – ähnlich wie beim magischen Würfel – so an der vertikalen und horizontalen Ordnung zu drehen, dass identische Formen möglichst benachbart erscheinen, so ist die folgende die optimale Lösung. Zudem werden bei solcher Nachbarschaft die Zellen vereinigt und nur mit einem Vorkommen der Form belegt.

Tab. 3: optimiertes Paradigma für *dieser*.

	Singular Maskulinum	Singular Neutrum	Singular Femininum	Plural
Nominativ	<i>dies-er</i>			
Akkusativ	<i>dies-en</i>	<i>dies-es</i>	<i>dies-e</i>	<i>dies-e</i>
Dativ		<i>dies-em</i>		<i>dies-en</i>
Genitiv		<i>dies-es</i>	<i>dies-er</i>	<i>dies-er</i>

Was hat zu der optimalen Lösung mit nur 10 Wortformen geführt? (1) Die Kasus wurden umgeordnet. (2) Die Genera wurden umgeordnet. (3) Beim Plural wurden keine Genera unterschieden. Diese drei Strategien sind keine Tricks, sondern sie haben nur das zusammengebracht, was zusammengehört. Oder anders gesagt: Formale Identität kann ein Indiz für funktionale Nähe sein. Das heißt jeweils mit Blick auf (1) und (2): (i) Orientiert man sich an dem Zusammenfall von Kasusformen, so bilden die Kasus zwei Gruppen: Nominativ und Akkusativ sind die erste Gruppe. Nur im Maskulinum Singular sind diese Kasusformen verschieden. Dativ und Genitiv bilden die zweite Gruppe, bei der immerhin im Femininum Singular die Formen zusammenfallen. (ii) Die Genera Maskulinum und Neutrum scheinen in Abgrenzung zum Femininum enger zusammenzugehören, denn sie fallen im Dativ und Genitiv Singular zusammen,

Formenreduktion hat neben der Signalisierung von Zusammengehörigkeit noch einen weiteren Effekt: Sie kann auf den vergleichsweise geringeren systematischen Stellenwert, ‚die Markiertheit‘, einer Kategorie hinweisen. Und so gilt: (iii) Plural ist markierter als Singular, denn dort unterbleibt die Genusdifferenzierung. Aber auch Femininum ist markierter als Maskulinum (und Neutrum), denn dort gibt es nur jeweils eine Form für die beiden Kasusgruppen.

Nun sind Strukturprinzipien wie (i) bis (iii) keine wilde Spekulation, sondern erweisen sich durch sprachspezifische wie sprachübergreifende Beobachtungen als belastbare Annahmen. Was (i) angeht, so haben wir in Kapitel 3 (Abschnitt 4.6) gesehen, dass Nominativ und Akkusativ nicht nur im Deutschen die beiden zentralen grammatischen Kasus sind und dass z. B. im Passiv der Akkusativ des Aktivs zum Nominativ wird. Die beiden Kasus sind also eng verknüpft. Übrigens fallen im Neutrum in allen indoeuropäischen Sprachen

Nominativ und Akkusativ zusammen. Für die Nähe zwischen Dativ und Genitiv sprechen in erster Linie Befunde aus anderen europäischen Sprachen: In mehreren Sprachen Südosteuropas, die dem so genannten ‚Balkan-Sprachbund‘ zugerechnet werden, so dem Albanischen, Bulgarischen, Griechischen und Rumänischen, aber auch dem Ungarischen, sind Dativ und Genitiv – bzw. der Kasus des indirekten Objekts und der Attributskasus – zu einem einzigen Kasus verschmolzen.

Was (ii) angeht, so spricht der häufige Zusammenfall von Maskulinum und Neutrum bei den indoeuropäischen Sprachen, die das ursprüngliche dreigliedrige Genussystem auf ein zweigliedriges reduziert haben, für die Nähe zwischen den beiden Genera. In den romanischen Sprachen etwa ist dies überwiegend der Fall. Besonders deutlich wird das Aufgehen des Neutrums im Maskulinum z. B., wenn im Französischen unser deutsches *es* durch *il* wiedergegeben wird wie z. B. bei *il pleut* für *es regnet*.

Die Markiertheit des Plurals gegenüber dem Singular ergibt sich unter anderem auch aus der Erkenntnis, dass für die menschliche Wahrnehmung und Kognition das und der Einzelne manifest und klarer individuiert sind als Vielheiten, die gegebenenfalls zur undifferenzierten Masse werden können. Zudem sind Pluralformen – wenn es sie denn in einer Sprache überhaupt gibt – in der Regel mindestens so lang wie die entsprechenden Singularformen, meistens aber länger, einfach weil ein extra Affix hinzukommt, während Singular formal nicht angezeigt wird. Das gilt auch für das Deutsche oder Englische und ganz deutlich das Ungarische. Das Markiertere, inhaltlich Abliegendere, hat, gemäß dem bereits erwähnten ikonischen Prinzip, auch die aufwendigere Form.

Das betrifft auch Personenbezeichnungen, wo die feminine Form als markiertere mit *-in* ein zusätzliches Suffix aufweist. Die Markierungsverhältnisse beim Genus werden uns weiter unten bei dem leidigen Thema des Verhältnisses von Genus und Sexus noch zu beschäftigen haben. Halten wir an dieser Stelle nur noch fest, dass die maskulinen Formen der pronominalen Flexion die differenziertesten der gesamten Nominalflexion sind. Nur bei ihnen sind alle vier Kasus formal unterschieden.

Die „synkretismenbereinigte“ Paradigmenstruktur von Tab. 3 für deutsch *dieser* ähnelt der für das polnische Äquivalent *ten* und damit der Flexion der polnischen Pronomina insgesamt. Zwar sind neben den uns bekannten Kasus noch zwei – oder drei, wenn man den randständigen Vokativ hinzunimmt – weitere einzubeziehen. Aber auch hier sind im Plural die Genusunterschiede weitgehend hinfällig, maskuline und neutrale Formen fallen außer im Nominativ und Akkusativ zusammen, und im Femininum sind wie im Deutschen Genitiv und Dativ und dazu noch Lokativ identisch. Das Polnische ist konservativer, was die Bewahrung eines hochdifferenzierten Flexionssystems angeht, und es

zeichnet sich durch eine Aufspaltung des unmarkierten Genus in ein belebtes und ein unbelebtes Subgenus (im Singular) und die Absonderung eines personalen Subgenus vom Rest (im Plural) aus. Wird damit der latente Machismo unseres ererbten Genussystems auf die Spitze getrieben? Dazu später etwas mehr.

4.2 Die Flexion des Substantivs: Wie wird Numerus profiliert?

Bei der Substantivdeklinaton wird im Deutschen nur von vier der nominalen Flexionsendungen Gebrauch gemacht, und dies auch keineswegs flächendeckend. *-em* entfällt hier, *-er* – immer mit Murmellaut – erscheint nur im Plural (wie bei *Kinder* oder *Lämmer*), *-es* oder auch *-s* ohne Schwa zeichnet die Genitivform von Maskulina und Neutra aus (wie in *Mannes* oder *Profils*). Durchweg ohne den Murmellaut ist hingegen der *s*-Plural (wie in *Uhus*, *Omas*, *Schmidts* oder *Kids*). Auch die Endung *-e* ist weitgehend auf den Plural beschränkt, sieht man einmal von der altmodischen Dativendung im Singular von Non-Feminina, wie wir Maskulina und Neutra zusammenfassend nennen können, ab. Sie kommt fast nur noch in gehobener Rede und in festen Wendungen vor wie „Dem Manne kann geholfen werden“. Eigentlich werden in unserem heutigen Deutsch produktiv beim Substantiv nur zwei Kasus überhaupt durch eine Endung gekennzeichnet: der Genitiv Singular (wie in *(des) Geldes*) und der Dativ Plural (wie in *(den) Geldern*).

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Kargheit im Gebrauch der Mittel, erscheint vielen, gerade auch den Deutschlernenden, die Deklination der deutschen Substantive als recht chaotisch. Das vor allem, weil schlecht vorhersagbar zu sein scheint, wie ein bestimmtes Substantiv dekliniert wird. Da Kasus ja offenbar für die Substantive nur eine geringere Rolle spielt, geht es dabei im Wesentlichen darum, wie der Plural gebildet wird. Warum heißt es *die Hunde*, aber *die Affen*, warum *die Mütter*, aber *die Frauen*? Man spricht hier von Deklinationstypen oder -klassen, die keinen tieferen Sinn zu haben scheinen, so dass einfach erlernt werden muss, zu welcher Klasse ein Substantiv gehört. Je nach Feinheit der Unterscheidung werden in der Literatur zwischen sechs und – sage und schreibe – 77 Deklinationssklassen für das deutsche Substantiv genannt.²⁷ Da kommt man geradezu gleichauf mit der Anzahl der polnischen Deklinationssklassen. Dabei ist die polnische Substantivflexion zweifellos bedeutend reichhaltiger als die deutsche. Mit gutem Willen, Sinn und Verstand, können aber für beide Sprachen Ordnungsprinzipien erkannt und die Vielfalt der Klassen reduziert werden.

Ein wichtiges Prinzip ist die ‚Schwa-Regel‘ für das Deutsche. Sie besagt, dass nur Suffixvarianten ohne den Murmellaut an einen Substantivstamm an-

treten können, wenn dieser selbst auf ein Schwa oder auf *er, el, en, em* endet: Die Pluralform zu (*der*) *Igel* kann also weder (*die*) *Igele* noch (*die*) *Igelen* oder (*die*) *Igeler* lauten, bleibt also (*die*) *Igel* (suffixlos), (*die*) *Igeln* oder (*die*) *Igels*. Die Genitivform könnte (*des*) *Igel* heißen oder (*des*) *Igels*, nicht aber (*des*) *Igeles*. Die Pluralform zu (*die*) *Feder* kann nach demselben Prinzip (*die*) *Feder* (nicht aber: *die Federe*), (*die*) *Federn* (nicht aber: *die Federen*) oder (*die*) *Feders* lauten, und der Genitiv: *der Feder* oder *der Feders*. Die Falsch-Formen wiederum können wir durch zwei weitere Prinzipien ausschließen oder zumindest für unwahrscheinlich bzw. markiert erklären. Da ist zum einen die Regel für s-Plurale: Einen s-Plural haben nur Wörter, die auf einen Vollvokal enden (u wie bei *Kakadus*, *Uhus*, o wie bei *Euros*, i wie bei *Schlaffis*, a wie bei *Omas*, *Opas*) oder die Eigennamen sind (wie bei *die Schmidts*, *die Solveigs*, *die Berlins*), Kurzwörter (wie in *die LKWs*) oder nicht-integrierte Fremdwörter (wie *die Laptops*, *die Events*). Zum anderen ist vor allem die Regel für den Zusammenhang zwischen Genus und Numerusbildung sowie zwischen Genus und Kasusmarkierung zu nennen. Der „Normalplural“ für Non-Feminina ist nämlich -e bzw. die nach der Schwa-Regel suffixlose Variante, während der „Normalplural“ für die Feminina -(e)n ist.²⁸ Also kommt als Plural für *Igel* am ehesten *die Igel* in Frage, während bei *die Feder* die wahrscheinlichste Form *die Federn* ist. Und genauso lauten auch jeweils die Pluralformen. Der Zusammenhang zwischen Genus und Kasus wiederum sieht so aus: Non-Feminina bilden im Normalfall den Genitiv Singular auf -(e)s. Feminina haben im Singular überhaupt keine Kasusendungen. Das bedeutet dann: *des Igels* und *der Feder* sind die korrekten Formen. Wenn wir jetzt noch die Verteilung der Dativ-Plural-Endung regeln, haben wir die Normalflexion praktisch im Griff: Ohne Rücksicht auf die Genera wird die Dativendung -(e)n – unter Berücksichtigung der Schwa-Regel – an die bereits vorliegende Pluralform angefügt, es sei denn, das Substantiv hat einen s-Plural, oder es hat wie die Normal-Feminina bereits -(e)n als allgemeines Pluralsuffix. Wir haben also *den Igeln*, *den Federn* sowie *den Männern*, *den Frauen*. Den Zungenbrecher (*den*) *Omasn* erspart uns das Deutsche.

Die Bildung des Dativs Plural wie in *Kindern* ist auffällig: Hier werden Numerus (Plural) und Kasus (Dativ) nicht fusioniert ausgedrückt, sondern jeweils durch ein eigenes Suffix. In einem solchen Fall spricht man von ‚agglutinierender‘ Flexion. Dabei wird zuerst ein Suffix für den Numerus Plural „angeklebt“, dann ein Kasussuffix. Die nominale Flexionsmorphologie des Deutschen ist also ein Mischtyp: nicht mehr rein fusionierend, wie es wohl in der indoeuropäischen Protosprache zugging, sondern mit agglutinierenden Einsprengseln. Echt agglutinierend ist die nominale Morphologie im Ungarischen oder auch im Türkischen. In beiden Sprachen wird zuerst ein (mehr oder weniger) gleichbleibendes Pluralsuffix an den Substantivstamm angehängt, dann – möglicherweise noch nach anderen Suffixen – ganz am Ende ein Kasussuffix.²⁹ Nehmen wir zum Beispiel die

Übersetzung für *Kindern*, also den Dativ Plural von *Kind*, ins Türkische und Ungarische, so haben wir:

Tab. 4: Agglutination im Türkischen, Ungarischen und Deutschen.

Türkisch	<i>çocuk</i>	<i>-lar</i>	<i>-a</i>
Ungarisch	<i>gerek</i>	<i>-ek</i>	<i>-nek</i>
Deutsch	<i>Kind</i>	<i>-er</i>	<i>-n</i>

Die agglutinierende Strategie ist also im Vergleich zur fusionierenden die durchsichtigere. Hinter ihre Logik kommt man leicht: Jedes Suffix hat eine Funktion, für jede Funktion gibt es ein bestimmtes Suffix. Zudem richtet sich die Anklebe-Folge ikonisch nach der Relevanz der kategorialen Information für die Bedeutung des Stammes: Je näher am Substantivstamm selbst, desto relevanter ist sie für die Bedeutung des Substantivs und das Referenzpotenzial der Nominalphrase. Numerus liefert eine Information, die direkt mit der Bedeutung des Substantivstamms und dem Referenzpotenzial der Nominalphrase zu tun hat: Geht es im Singular um den Begriff für ein einzelnes Individuum, so geht es im Plural um das Konzept einer Vielheit, einer Gruppe von einzelnen Individuen. Kasus hingegen ändert nichts an der möglichen Bezugsweise: Ob ich die Kinder sehe oder den Kindern die Hand gebe – das Konzept wie auch die Gruppe, auf die ich Bezug nehmen kann, bleibt die gleiche. Kasus ist wichtig für die Einpassung der Nominalphrase in den Satz, nicht für die Bedeutung und die Referenz der Nominalphrase per se. So verwundert es nicht, dass in allen drei Sprachen – und weit darüber hinaus – dieselbe Anklebe-Folge gilt.

Der starke inhaltliche Einfluss, den der Numerusmarker auf das Kernsubstantiv einer Nominalphrase und deren Referenzpotenzial hat, wird auch daran kenntlich, dass der Ausdruck von Numerus, und zwar des markierten Numerus Plural, im Deutschen auf das Kernsubstantiv, so vorhanden, konzentriert ist. Andere Mitspieler, die Determinative und die adjektivischen Attribute, tragen dann zwar auch Flexionssuffixe, die mit dem Numerus Plural kompatibel sind, aber diese sind, anders als meist beim Substantiv, nicht speziell als Pluralmarker erkennbar. Man vergleiche: *süße Kinder*, *die süßen Kinder*. Das *-e* von *süße* kommt auch im Singular vor (*süße Sahne*, *die süße Sahne*), die Form *die* des definiten Artikels ist auch die Nominativ-/Akkusativform im Femininum Singular, und *-en* ist im Singular ebenfalls stark vertreten (wie bei *süßen Wein*, *den/dem süßen Wein*). So hält man also in Grammatiken fest: Die Flexion des Kernsubstantivs einer Nominalphrase dient der Numerusprofilierung, während Kasusmarkierung Sache der kongruierenden „Begleiter“ ist.

4.3 Kongruenz: ein Lehrstück in Kooperation

Besonders verwirrend für Menschen, die Deutsch als Fremdsprache erlernen, ist, dass es, wie eben gezeigt, *süße Kinder* und *die süßen Kinder* heißt, oder auch *der kleine Unterschied*, aber *ein kleiner Unterschied* usw. Warum, so fragt man sich, kann man das Adjektiv nicht – bezogen auf einen bestimmten Numerus und Kasus – immer gleich flektieren? Man erfährt dann, dass das attributive Adjektiv stark, schwach oder gemischt flektieren kann und dass das mit seinem Umfeld zusammenhängt. Ist ein definiter Artikel oder auch ein Demonstrativum da, dann reagiert das Adjektiv mit Schwäche, ist ein indefiniter Artikel da oder *mein*, *dein* usw., dann flektiert es gemischt. Wenn aber gar kein Determinativ da ist, dann wird das Adjektiv stark. Der Stark-schwach-Metaphorik – wir kennen sie schon vom Verb – wollen wir nicht im Einzelnen nachgehen. Es reicht zu wissen, dass ‚stark‘ soviel wie differenziert bedeutet, ‚schwach‘ eher einförmig und ‚gemischt‘ natürlich etwas dazwischen. Die differenzierteste nominale Flexionsart ist – siehe oben – die pronominale. Diese übernehmen attributive Adjektive, außer im Genitiv Singular, bei starker Flexion, also etwa mit der Reihe *süßer Wein* / *süßes Limo* / *süße Sahne* (Nominativ), *süßen Wein* / *süßes Limo* / *süße Sahne* (Akkusativ), *süßem Wein/Limo* / *süßer Sahne* (Dativ), *süßen Weins/süßen Limos* / *süßer Sahne* (Genitiv). Wenn das Adjektiv schwach wird, also z. B. in Anwesenheit des definiten Artikels, kommen nur noch zwei Endungen, und zwar lautlich recht simple, zur Anwendung: *-e* und *-en*. *-e* zeichnet den Nominativ Singular aller drei Genera aus: *der süße Wein* / *das süße Limo* / *die süße Sahne*. Auch im Akkusativ Neutrum ist wegen des Gleichheitsgebots für Akkusativ und Nominativ in diesem Genus *-e* angezeigt, während *-en* den gesamten Rest des schwachen Adjektiv-Paradigmas abdeckt. Gemischt heißt für ein Adjektiv: Sei im Nominativ Singular und natürlich im Akkusativ des Neutrums stark, sonst schwach.

Was soll das Ganze? Oder vielmehr – weder Adjektive noch Sprecher handeln ja hier absichtlich oder unter Zwang – wieso hat sich dieses anscheinend überkomplexe System im Laufe der Sprachgeschichte herausgemendelt? Der Clou an der Sache scheint zu sein: Erhalt von relevanter Information bei Minimierung von morphologischem Aufwand. Relevante Information bei der Flexion der Substantiv-„Begleiter“ betrifft, wie erwähnt, die Kasusmarkierung. Zwar gibt es da große Unterschiede zwischen dem unmarkierten Genus Maskulinum und Neutrum oder gar Femininum, aber immerhin: Wo pronominale Flexion da ist, ist zumindest für die Maskulina eine gute Sichtbarkeit der Kasus gesichert. Andererseits ist die pronominale Flexion mit ihren „vielen“ Endungen aufwendig. Ökonomischer ist es, nur einmal die Begleiter pronominal bzw. stark zu flektieren, ansonsten die schwächeren Varianten zu wählen. Pronominale bzw. starke Flexion wird also effektiverweise nur am linken Rand der Nominalphrase prakti-

ziert und damit an einem Ort mit erhöhtem Aufmerksamkeitswert seitens des Hörers oder der Leserin, ganz egal ob diese Außenposition ein pronominal flektierendes Determinativ oder ein Adjektiv einnimmt. Nur wenn „vorn“ ein Determinativ ohne Endung steht (*ein/mein/dein* usw.) rückt die Andockstelle für ein starkes Flexiv nach rechts, also zum Adjektiv (wenn vorhanden), und es kommt zum „gemischten“ Fall.

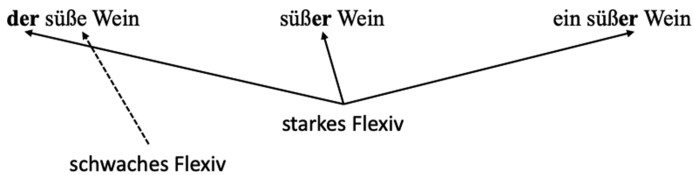


Abb. 9: Andockstellen starker und schwacher Flexive.

In der deutschen Nominalphrase herrscht also, so könnte man bildlich sagen, das Prinzip der flexivischen Kooperation. Begleiter und Kopf übernehmen jeweils die Hauptlast für die Funktionen, die sie am besten leisten können. Die anderen Partner beteiligen sich nur „träge“ am Kongruenzmechanismus, wenn der jeweilige Hauptakteur gut arbeitet. Allerdings springt auch das Substantiv bei der Kasusmarkierung ein, etwa bei der Unterscheidung zwischen *dieses Kind* und *dieses Kindes*. Hier, im Neutrum, fällt die Form für Nominativ/Akkusativ des Determinativs *dieser* – anders als beim definiten Artikel – mit seiner Genitivform zusammen. Die „zusätzliche“ Kasusmarkierung des substantivischen Kopfs hilft weiter. Wo aber flexivische Kooperation versagt, wird auf einen anderen Mechanismus umgestiegen. Ein Beispiel sind etwa folgende Fälle, wo ein begleitetes Substantiv möglich, die begleiterlose Variante ungrammatisch ist: *der Genuss guter Milch* versus **der Genuss Milch*. Dass es sich bei dem begleiterlosen Substantiv um einen Genitiv handeln soll, ist – wie bei allen Feminina (außer Eigennamen) – nicht erkennbar. Wir weichen aus oder reparieren die Konstruktion durch den Einsatz der Präposition *von*: *der Genuss von Milch*. Selbst bei Maskulina und Neutra mit *-(e)s* im Genitiv wird so verfahren: *der Genuss dieses Weins/Wassers*, versus: **der Genuss Weins/Wassers*. Das System verfährt nach dem Prinzip ‚ganz oder gar nicht‘. Flexivische Kooperation (oder ‚Gruppenflexion‘) ist eine Besonderheit des Deutschen.³⁰ Unsere Vergleichssprachen ziehen entweder fusionierende Genus/Numerus/Kasus-Flexion bei allen kongruierenden Wortformen einer Nominalphrase ohne Kooperations-Management durch (Polnisch), oder sie lassen nur das Kopfsubstantiv agglutinierend nach Numerus und Kasus flektieren (Ungarisch), oder sie haben reine Genus/Numerus-Flexion bei allen kongruierenden Formen (Französisch), oder aber nur das Kopfsubstantiv hat Numerusflexion (Englisch).

4.4 Sortierung und Diskriminierung: Genus, Sexus und Gender

Die drei nominalen Kategorisierungen Genus, Numerus und Kasus habe ich in einem Zug genannt. Sie bewegen sich aber, dies dürfte klar geworden sein, in ganz unterschiedlichen Welten. Knapp formuliert gilt: Genus sortiert, Numerus quantifiziert, Kasus schafft Ordnung im Satz. Über Sortierungsverfahren und -kriterien kann man in Streit geraten, vor allem, wenn sie Personen betreffen. Das in den Sprachen der Welt weit verbreitete Sortierungsverfahren Genus hat – wie könnte es anders sein? – grundsätzlich einen semantischen Kern: Von den in den entsprechenden WALS-Kapiteln untersuchten 247 Sprachen haben weniger als die Hälfte ein Genussystem. Dabei ist die Mehrheit der Genussprachen sexusbasiert. Die übrigen basieren „on some notion of animacy“, wie es der Autor formuliert.³¹

In den europäischen Sprachen mit einem – aus der sprachtypologischen Perspektive betrachtet – sexusbasierten Substantivgenus bezeichnet natürlich nur ein geringer Teil der Maskulina und Feminina in irgendeinem Sinne Männliches oder Weibliches. Selbst mit viel Fantasie kann man sich kaum vorstellen, dass z. B. Wald, Busch, Apfel als Träger männlicher Eigenschaften gesehen wurden, Wiese, Hecke, Birne als Trägerinnen weiblicher. Viel eher ist die morphologische und in geringerem Maß auch die phonologische Gestalt der Wörter für das Genus von Sachbezeichnungen verantwortlich. Bei Komposita bestimmt immer das Grundwort (vgl. dazu Kapitel 7, Abschnitt 4.2) das Genus: *Blumengarten* ist Maskulinum wie *Garten*, *Gartenblume* ist Femininum wie *Blume*. Und wenn wir die obigen Beispiele von *Wiese* bis *Blume* anschauen, kann man es schon ahnen: Etwa 90% der Wörter, die auf *-e* enden, sind Feminina. Wörter wie *Breite*, *Länge*, *Suche*, bei denen das *-e* ein Ableitungssuffix ist – die genannten Wörter sind jeweils aus *breit*, *lang*, *suchen* abgeleitet –, sind immer feminin. Auch andere Suffixe, mit denen wir Bezeichnungen für Abstraktes ableiten, nämlich *-heit/-keit* oder *-ung* „erzeugen“ Feminina wie in *Freiheit*, *Feuchtigkeit* oder *Schulung*.

Was das Lautliche angeht, so gibt es eine statistische Korrelation zwischen der Häufung von Konsonanten – am vorderen oder hinteren Wortrand von einsilbigen Wörtern –, die man auf folgenden einfachen Nenner bringen kann: Je mehr Konsonanten an einem der Wortränder (oder an beiden) auftreten, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um Maskulina handelt. Bei der Häufung von drei Konsonanten sind 80% Maskulina. Das betrifft dann so typisch deutsch klingende Wörter wie *Spross* (mit drei Konsonanten vorn) oder *Strumpf* (mit drei Konsonanten vorn und drei hinten). Die wenigen Einsilbler, die auf vier Konsonanten enden, wie *Arzt*, *Ernst*, *Herbst* sind alle Maskulina. Zwar klingen sie nicht gerade weich und melodisch. Dennoch ist der Gedanke, ihr maskulines Genus beruhe auf einer Ähnlichkeit zum sozialen Konzept des Männlichen, völlig abwegig. Nüchtern betrachtet, ist ein hoher Prozentsatz an

Maskulina allemal wenig eindrucksvoll, wenn man bedenkt, dass ohnehin einfache Substantive zu zwei Dritteln maskulines Genus haben.

Die Sortierung durch das Genus folgt also auf weite Strecken – vor allem bei Zusammensetzungen und Ableitungen – nachvollziehbaren und erlernbaren Prinzipien. Von einer Prägung durch Sexus kann aber nur bei Bezeichnungen für Personen und höhere Tiere, zumal Nutztiere, die Rede sein. Es gibt bei Bezeichnungen für erwachsene Personen eine klare Korrelation: Weibliche Personen werden durch Feminina bezeichnet, männliche durch Maskulina. Ausnahmen wie *die Memme*, *die Schwuchtel* für männliche, *der Vamp*, *das Mensch*, *das Weib* für weibliche Personen verwiesen auf „gesellschaftlich missbilligte Geschlechtsrollenverstöße“, wie es Damaris Nübling formuliert. Missliebig waren und sind vielleicht noch der weichliche oder der homosexuelle Mann, die unbotmäßige oder die männerverschlingende Frau. Weiter heißt es: „Die betreffenden Personen – werden aus ihrer ‚richtigen‘ Genusklasse verstoßen, weil sie sich ‚falsch‘ verhalten, der soziale Verstoß wird durch einen grammatischen geahndet, Genus erlangt hier ausstellendes und sozial disziplinierendes Potenzial.“³²

Aber auch bei der „Normalverteilung“ stellen sich nun, je nach Standpunkt, unterschiedliche Probleme: Da ist zum einen das Problem der beschränkten Anzahl, oder genauer: der binären Aufteilung in das Männliche und Weibliche. Das Genus Neutrum ist ja reserviert für einerseits nicht-personale Begriffe und im personalen oder belebten Bereich, abgesehen von den wenigen bereits angesprochenen Ausnahmen, für nicht erwachsene Wesen (*das Kind*, *das Kalb*, *das Fohlen* usw.). Daneben dienen personale Neutra auf dem Weg über die sogenannten Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein* dem Ausdruck von Nähe und Zuwendung, etwa bei Kosewörtern wie *Schätzchen*, *Herzchen*, *Bärlein*, *Herzlein*. Diminutive Formen können aber dem kritischen Blick auch als Ausdruck von Verniedlichung und des Nicht-für-voll-Nehmens erscheinen, wenn man bedenkt, dass vor allem weibliche Personen damit bedacht werden. In der partiell obsoleten Abstufung *Mädchen* – *Fräulein* / *Jungfer* – (*Ehe-*)*Frau* / *Mutter* erkennt Nübling gar eine durch das neutrale Genus markierte Verkleinerung bzw. Verkinderung, die andauere bis zu Ehe und Mutterschaft.³³

Die binäre Unterscheidung wird, so kann man argumentieren, kaum den Gegebenheiten des biologischen Sexus gerecht – man denke an die Diskussion um die Kategorie ‚divers‘ – noch gar der Diversität von Gender als sozialer Kategorie. Eine entsprechende Vermehrung der grammatischen Genuskategorien allerdings wäre ebenso undurchführbar wie absurd. Die Sichtbarmachung differenzierter Gender-Konzepte kann nur lexikalisch oder unter Zuhilfenahme von Symbolen wie etwa dem Gendersternchen bewerkstelligt werden.³⁴

Ein weiteres, gravierenderes Problem ist das Ungleichgewicht der Genera. Dass das Maskulinum das unmarkierte Genus ist, macht sich bei personalem

Bezug empfindlich bemerkbar: Feminine Personenbezeichnungen werden in aller Regel – abgesehen vom Kernbestand der Verwandtschaftssubstantive wie *Mutter*, *Tochter*, *Tante* und der Klassenbezeichnungen wie *Frau* (versus *Mann*) oder *Dame* (versus *Herr*) – aus maskulinen abgeleitet: Man hängt das Suffix *-in* an einfache Substantive an wie bei *Freundin*, *Ärztin*, *Herrin* sowie an bereits abgeleitete wie bei *Lehrerin*, *Inspektorin* usw. Manche betrachten bereits dies als eine Form sprachsystematischer Diskriminierung. Noch gravierender ist der Gebrauch maskuliner Personenbezeichnungen, wenn im Singular, z. B. in einer allgemeinen Aussage auf eine beliebige Person, deren Sexus man nicht kennen kann, und im Plural auf eine (potenziell) gemischtgeschlechtliche Gruppe Bezug genommen wird. „Aber **der Wähler** ist der Souverän. Er wird entscheiden“ heißt es in den Niederösterreichischen Nachrichten vom 30.03.2010. „Dreißig Jahre später haben die Parteistrategen begriffen, dass die Hälfte **der Wähler** Frauen sind, [...]“ schreibt die Berliner Zeitung am 27.04.2010. Gegen dieses so genannte ‚generische Maskulinum‘ ist sprachsystematisch eigentlich nichts einzuwenden. Es gehorcht dem Prinzip der ‚privativen Opposition‘, das auch sonst, etwa bei dem Kontrast zwischen *etwas* und *jemand*, *nichts* und *niemand* wirksam ist. Das unmarkierte Oppositionsglied, hier das Maskulinum, kann sich das andere Oppositionsglied einverleiben und damit semantisch die Sexusdifferenz zum Verschwinden bringen. Nur in direkter Opposition zum markierten Glied wie in *die Wählerinnen und Wähler* wird nach diesem Prinzip eine maskuline Personenbezeichnung auf männliche Personen eingeschränkt. So kann man bereits aus mittelalterlichen Texten „die Fähigkeit zur Geschlechtsabstraktion männlicher Personenbezeichnungen“ indirekt erschließen, wenn sich auch eine explizite Würdigung dieser Tatsache in den Grammatiken kaum finden lässt.³⁵

Allerdings gilt: Was sprachsystematisch möglich ist, muss nicht unbedingt dem Sprachgebrauch entsprechen oder den Intentionen der Sprecherinnen und Sprecher entgegenkommen. So konnte etwa einerseits in der Frauenbewegung des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ein Pochen auf dem generischen Verständnis maskuliner Personenbezeichnungen durchaus emanzipatorisch verstanden werden: Durch die symbolische Einbeziehung von Frauen in den dominanten, mit Macht und Einfluss verbundenen Referenzbereich „männlicher“ Bezeichnungen wurde klar ins Bewusstsein gerufen, dass Frauen dieselben Rechte wie Männer genießen und ihnen z. B. ebenso der Zugang zu Prestigeberufen wie Redakteur, Ingenieur oder Arzt zustehen sollte. Bedeutete diese Praxis doch einen Fortschritt gegenüber einem Zustand, der Frauen als Rechtspersonen und im öffentlichen Leben nicht einmal der stillschweigenden Einbeziehung würdigte. Auch in den sozialistischen Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte lange Zeit die Einstellung vor, dass der völligen rechtlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung der Geschlechter am ehesten durch eine Ausblendung

des Sexusmerkmals in einem generisch verstandenen Maskulinum Rechnung getragen werden könne.³⁶

Die Janusköpfigkeit maskuliner Personenbezeichnungen – geschlechtsunspezifisch und männlich je nach Kontext – kann aber andererseits, wie seit der feministischen Linguistik ab Mitte der 1980er Jahre geschehen – auch ganz anders bewertet werden: Sie versteht das generische Maskulinum als Ausdruck und Mittel der Unsichtbarmachung von Frauen und damit als eine diskriminierende Scheinlösung oder gar ein „Ideologem“.³⁷

Zudem erweisen sich vermeintliche generische Maskulina im weiteren Kontext häufig als „Fiktion“, etwa in folgendem Beleg, wo dem hypothetischen jungen Arzt umgehend eine Frau zur Seite gestellt wird: „In einigen Regionen Mecklenburg-Vorpommerns sind rund 40 Prozent der Ärzte kurz vor dem Rentenalter, viele davon auch rings um Neubrandenburg. Kaum ein junger Arzt wolle sich jedoch hier ansiedeln, selbst gut gehende Praxen nehme zum Teil niemand mehr geschenkt, weil etliche Standortfaktoren noch nicht stimmen. Denn auch ein Arzt brauche einen Job für seine Frau, wolle eine solide Schulbildung für seine Kinder und später für diese eine Lehrstelle“ (Nordkurier vom 27.10.2004).

Und auch wenn keine solchen kontextuellen Widersprüche das generische Verständnis maskuliner Bezeichnungen ad absurdum führen, deuten zahlreiche Experimente darauf hin, dass das maskuline Genus bei den Testpersonen die Assoziation einer männlichen Gruppe begünstigt.³⁸ Allerdings spielen zahlreiche weitere Faktoren eine Rolle: So werden bei typisch männlichen Rollen- und Berufsbezeichnungen wie *Mechaniker* oder *Chirurg* erwartbarerweise männliche Rollenträger assoziiert. Und letztlich ist wohl generell der „Mann als menschlicher Prototyp“ tief im kollektiven Bewusstsein – wenn es so etwas gibt – verankert, wird doch auch mit geschlechtsneutralen Bezeichnungen wie *Kinder* oder *Angestellte* (Plural) eher die Vorstellung männlicher Personen verbunden. Dennoch scheint in Sprachen wie Deutsch oder Französisch die maskuline Bezeichnungsform zumindest eine verstärkende Wirkung zu haben. Denn während in der englischsprachigen Version eines Tests³⁹ nur die männlichen bzw. weiblichen Rollen-Stereotype zu Buche schlagen, reagieren die deutsch- und französischsprachigen Testpersonen auch etwa bei *Kosmetiker* oder *Kassierer*, also Bezeichnungen für Berufe, die typischerweise von Frauen ausgeübt werden und entsprechend ein weibliches Stereotyp generieren sollten, nach Interpretation der Tests überwiegend mit der Vorstellung ‚männlich‘.

Nun sind Vorstellungen oder „mentale Repräsentationen“ etwas anderes als Handlungen: Weder die Referenzakte, die wir beim Gebrauch einer Nominalphrase vollziehen, noch das Geschehen, das aus einer sprachlichen Handlung folgt, ist durch unsere „Vorstellungen“ determiniert: Auch diejenigen, die bei einem Ausdruck im generischen Maskulinum zuerst Männer vor Augen haben,

werden die Kundin nicht von der Nutzung des Online-Bankings ausschließen, obwohl in den entsprechenden Benutzungshinweisen nur von dem oder den Kunden die Rede ist. Sich nicht angesprochen fühlen mag kränkend sein, ist aber nicht identisch mit dem Nicht-gemeint-Sein. Ganz davon abgesehen, dass Sprecher, die Frauen nachweislich nicht „mitmeinen“, wo diese gemeint sein müssen oder sollten, auch zur Ordnung gerufen werden können. Wenn damit gar nachteilige Folgen für weibliche Personen verbunden sind, steht zudem der Rechtsweg offen.

Die Linguistik hat sich – nicht nur auf diesem Feld – weitgehend in die Knechtschaft der experimentellen Psychologie oder der Kognitionswissenschaften begeben, weil sie in entsprechenden Tests den einzig möglichen empirischen Zugang zum Reich der sprachlichen Bedeutungen sieht. Sie wirft damit nicht nur die Einsicht in die Verschiedenheit von sprachlicher Bedeutung und Vorstellung über Bord – sprachliche Bedeutung ist aus meiner Sicht eine Regel des Gebrauchs, nicht eine Regel der Vorstellung –, sondern auch ein Stück weit den aufklärerischen Anspruch auf einen reflektierten und kritischen Umgang mit Sprache. Wir sind nicht die willenlosen Opfer unserer Bilder im Kopf. Wer den Abstand und das dialektische Verhältnis zwischen der unbewussten Präsenz sprachlich erzeugter Bilder und dem intentionalen Sprachhandeln leugnet oder herunterspielt und damit die Möglichkeit, sich diese Bilder bewusst zu machen, sie zu hinterfragen und zu revidieren, negiert im Grunde das Konzept des mündigen Bürgers. Die Gedanken und Bilder im Kopf sind frei, entscheidend ist, was in der Interaktion geschieht.⁴⁰

In diesem Licht ist es auf der anderen Seite sicher sinnvoll und für die Reflexion förderlich, wenn die etwa durch das generische Maskulinum suggerierten Bilder im sprachlichen Handeln immer wieder konterkariert werden, indem durch Paarformeln wie *die Kundin oder der Kunde* oder auch durch die für die schriftliche Kommunikation vorgeschlagenen symbolischen Verfahren (Schrägstrich; Binnen-I, Genderstern usw.) die Bilder im Kopf zurecht gerückt werden. Ein systematisch oder eher noch bürokratisch-stur durchexerziertes Gendern allerdings wird den Tücken unseres Sprachsystems nicht gerecht, überfordert viele Schreiberinnen und Sprecher und dürfte abgesehen von den Aktivisten kaum Anklang finden.⁴¹

„Sprecher des Englischen und des Ungarischen – ihr habt es besser.“ So könnte man in Abwandlung von Goethes Diktum aus den „Zahmen Xenien“ vermuten.⁴² Sprecher und Sprecherinnen von Sprachen ohne Substantivgenus dürften, so sollte man annehmen, nicht Opfer eines genusgetriebenen männlichen Bildes vom Menschen sein. Allerdings unterscheiden sich die beiden Sprachen doch erheblich. Das Englische hat, ähnlich wie auch die festlandskandinavischen Sprachen bei den Personalpronomina und zudem bei den auf diesen beruhenden Reflexiva noch eine dreifache Unterscheidung zwischen männlich (*he / himself*), weiblich (*she / herself*) und nicht-personal (*it / itself*). Die Wahl zwischen den Pro-

nomina *she* und *he* ist bei Wörtern wie *mother, daughter, wife, spinster, queen* versus *father, son, husband, bachelor, king* als Bezugsausdruck lexikalisch gesteuert. Bei *professor, doctor, tutor, artist, poet* und dem überwiegenden Teil der übrigen Personenbezeichnungen hingegen entscheidet die Realität, nicht die Sprache die Wahl zwischen *he* und *she*. Das gilt zumindest, wenn auf eine bestimmte, der Sprecherin oder dem Sprecher bekannte Person Bezug genommen wird: Bei einem weiblichen *professor* heißt es *she*, bei einem männlichen *he*. Plural ist generell unproblematisch, da *they* wie deutsch *sie* keine Sexusinformation trägt. Auf pluralisches *they* wird auch in aller Regel bei einem Indefinitpronomen wie *everybody, someone* als Vorgängerausdruck zurückgegriffen: „Everybody has something they want to hide“ (British National Corpus, Text ADD). Allerdings kann ein Analogon zum ‚generischen Maskulinum‘ des Deutschen dann am Werk sein, wenn im nicht-spezifischen Modus auf eine unbekannte Person oder die betreffende Person allgemein Bezug genommen wird und dabei ein „purportedly sex-neutral *he*“, wie es die Grammatik von Huddleston et al. nennt, gebraucht wird.⁴³ Als Beispiel für ein „vorgeblich sexusneutrales *he*“ wird dort genannt: „A Member of Parliament should always live in his constituency.“ Geschlechtergerechtigkeit kann durch die Verbindung *he or she*, schriftsprachlich abgekürzt als *s/he* erreicht werden. Neuerdings wird auch das eigentlich pluralische *they* eingesetzt.

Elegantier passiert Vergleichbares z. B. im Schwedischen, das neben dem männlichen *han* ‚er‘ und dem weiblichen *hon* ‚sie‘ über die sexusunspezifische Neubildung *hen* verfügt. Dieses wirklich „personale“, auf den Ausdruck von Personalität beschränkte Pronomen wurde 2015 in das für Schulen und Hochschulen verbindliche Wörterbuch „Svenska Akademiens ordlista“ (SAOL) aufgenommen und stößt auf große Akzeptanz. Es hat zudem, anders als etwa englisch *s/he*, den Vorteil, dass es alle Formen der Diversität im Hinblick auf Sexus und Gender abdecken kann.

Im Ungarischen ist auch das Personalpronomen sexusunspezifisch. Dass dies zu einer ausgeglicheneren Bilderwelt in den Köpfen oder gar zu einer vergleichsweise stärkeren gesellschaftlichen wie politischen Bedeutung von Frauen geführt hat, darf jedoch bezweifelt werden.

Das Polnische wiederum verschafft dem männlichen Geschlecht grammatisch noch mehr Sichtbarkeit als das Deutsche. Durch eigene Subgenera des Maskulinums, nämlich das ‚belebte Maskulinum‘ im Singular und das ‚personale Maskulinum‘ im Plural werden – in einer Art maskulinisierter Version der Belebtheithierarchie – eigene Flexionsformen für Substantive und die kongruierenden Adjektive und Pronomina bereitgestellt. So lautet etwa die Akkusativ-Singular-Form der belebten Maskulina *syn* ‚Sohn‘ und *pies* ‚Hund‘ jeweils gleichlautend mit dem Genitiv *syna* bzw. *psa*, während die Akkusativform des unbeleb-

ten Maskulinums *dom* ‚Haus‘ gleichlautend mit dem Nominativ *dom* lautet. Im Singular werden immerhin neben den „beiden Maskulina“ auch feminine und neutrale Formen unterschieden. Im Plural hingegen ist neben dem personalen Maskulinum nur noch Raum für ein „Restgenus“, in dem alle anderen Genera aufgehen. Dies erscheint mir als besonders gravierend für den Sprachgebrauch: Eine generisch zu verstehende maskuline Personenbezeichnung im Plural wie *studenci* ‚Studenten‘ oder *nauczyciele* ‚Lehrer‘ muss z. B. durch die maskulin-personale Pronomenform *oni* ‚sie‘ wieder aufgenommen werden, auch wenn unter der jeweils gemeinten Personengruppe neben 99 Frauen nur ein einziger Mann ist. Mit der Form *one* im Restgenus müsste man sich nicht etwa nur auf eine reine Frauengruppe zurückbeziehen, sondern auch z. B. auf Stühle oder Häuser, für die Substantive jeweils mit neutralem oder maskulin-unbelebtem Genus stehen. Wohl nicht von ungefähr hat diese besonders drastisch erscheinende Form des Sprach-Machismo eine lebhaft, wissenschaftlich wie gesellschaftlich aktive Genderlinguistik der polnischen Sprache auf den Plan gerufen.⁴⁴

Insgesamt zeigen die europäischen Sprachen somit ein vielfältiges Bild des Verhältnisses von Genus und Geschlecht. Man darf gespannt sein, wie die gesellschaftliche Diskussion sich auf die weitere Sprachentwicklung auswirkt. Was das Deutsche angeht, so ist, ungeachtet aller wünschenswerten Experimentierfreude im Umgang mit Formen der Sichtbarmachung von Frauen oder von Diversität allgemein, nicht damit zu rechnen, dass das etablierte Genussystem mit seiner systematisch verankerten Dominanz des Maskulinums auf absehbare Zeit verschwindet. Das muss nicht bedeuten, dass wir weiter die Welt nur als Tummelplatz des männlichen Geschlechts erfahren.

5 Die Ordnung der Gegenstände und die Ordnung der Wörter

5.1 Nero, Brot und Spiele: Benamstes, Unzählbares und Zählbares

Im Substantiv-Wortschatz gibt es eine klare Zäsur: die zwischen den (wortförmigen) Eigennamen und dem Rest, den wir ‚Appellativa‘ (Gattungsbezeichnungen) nennen wollen. Auf die semantischen Unterschiede zwischen beiden Klassen sind wir bereits im Abschnitt 6.1 von Kapitel 2 eingegangen. Dort haben wir u. A. festgestellt, dass Eigennamen mangels präzifizierender und damit zuschreibender oder beschreibender Bedeutung den Namensträger nicht charakterisieren und allenfalls indirekt und grob in eine Klasse einordnen: Weibliche Vornamen z. B. lassen, mehr oder weniger verlässlich, auf eine Namensträgerin schließen. Die typischen Eigennamen des Deutschen, Englischen, Französischen, des Ungarischen und anderer europäischer Artikelsprachen haben in ihren „gewöhnlichsten“ syntakti-

schen Umgebungen keinen Artikel. Auch wenn nur ein Titel hinzugesetzt wird, gilt Artikellosigkeit: „Wer war Kaiser Nero wirklich?“ heißt es in der Rhein-Zeitung vom 14.05.2016. Nur wenn sie z. B. – mit einem eher „ausschmückenden“, nicht differenzierenden – adjektivischen Attribut gebraucht werden wie „der Leier spielende Nero“ (Neue Zürcher Zeitung vom 06.11.2002), setzt man den definiten Artikel. Im süddeutschen Sprachraum ist umgangssprachlich und in den Mundarten auch von der Anni und dem Franz die Rede. Gelegentlich wird auch in herabsetzender Manier die Bundeskanzlerin mit *die Merkel*, der französische Präsident mit *der Macron* apostrophiert.

Die allertypischsten Eigennamen sind Personennamen oder auch die dazu weitgehend analogen Namen für Haustiere. Danach folgen Ortschaftsnamen, Namen für Firmen, Benennungen für geografische Größen, Örtlichkeiten unterschiedlichster Art. Ganz am Ende finden sich die Namen von Schiffen oder anderen Transportmitteln. Die nach der Nähe zum Ego der Sprecher gebildete Hierarchie wird in den Artikelsprachen teilweise durch die Artikelsetzung widergespiegelt. Je weiter weg von Ego, je weiter unten in der Benamungshierarchie, desto wahrscheinlicher die Artikelsetzung. Das gilt sprachübergreifend, aber mit gewissen Unterschieden im „mittleren“ Bereich. So ist das Französische unter unseren Vergleichssprachen die hier „artikelfreundlichste“: Bereits bei den Namen von Kontinenten und Ländern wird der definite Artikel gesetzt wie in *L’Afrique*, *la France* und *le Sénégal*. Im Deutschen ist Artikelsetzung bei Ländernamen nur ausnahmsweise obligatorisch wie bei der Schweiz und der Türkei. In manchen Fällen schwankt der Gebrauch: (*der*) *Iran*, (*der*) *Irak*. Im Deutschen beginnt die Artikelsetzung erst bei politisch-institutionell weniger bedeutenden Örtlichkeiten, etwa den Namen von Seen (*der Bodensee*), Bergen (*der Katzenbuckel*), Landschaften (*die Pfalz*) oder auch Straßennamen (*die Mozartstraße*). Das Englische ist am artikelfeindlichsten: Nur die Namen von Schiffen (*The Titanic*) enthalten ihn, während etwa Seen (*Lake Michigan*), Berge (*Mount Everest*) oder Straßen (*Oxford Street*) im Allgemeinen ohne Artikel auskommen.

Die zuletzt genannten Beispiele zeigen auch, dass Namen für Örtlichkeiten unten in der Hierarchie in aller Regel durch Hinzusetzung einer Klassenbezeichnung vereindeutigt werden. Im Englischen steht dann z. B. *Lake* oder *Mount* als eigenes Wort voran oder wie bei *Street* danach, im Deutschen wird *See* oder *Berg/Buckel*, *Straße* usw., wie bereits gezeigt, als zweiter Bestandteil eines Kompositums integriert.

Die Substantive jenseits der Zäsur, die Appellativa, zerfallen wiederum in zwei Klassen. Wir bezeichnen sie als ‚Individuativa‘ und ‚Kontinuativa‘. Die üblicheren Bezeichnungen, allen voran die englischen Termini *count noun* und *mass noun* oder im Deutschen ‚Stoffname‘ im Sinne von *mass noun* – für *count noun* gibt es überhaupt keinen vernünftigen deutsche Terminus – sind eher

Verlegenheitslösungen. Man möchte Substantive wie *Mensch, Huhn, Tisch, Spiel, Traum* auf der einen Seite von *Wasser, Stahl, Brot, Obst, Schlaf* auf der anderen Seite abgrenzen, weil sie sich grammatisch deutlich unterscheiden. Nun ist aber das Kriterium der *countability*, der Zählbarkeit, mit Vorsicht zu genießen. Landläufig versteht man darunter Substantive, die sowohl Singular- als auch Pluralformen haben und mit einer Zahlangabe versehen werden können. Man setzt jedoch z. B. *Weltall* oder *Kosmos*, *Bürgertum* oder *Jugend* nicht in den Plural, weil es mutmaßlich jeweils nur eines davon gibt. Auch *Heimat* hat man bis zum heutigen Tag nicht in den Plural gesetzt. Im Zuge von Zuwanderung und Globalisierung ist nun aber immer öfter von (mehreren) Heimaten die Rede, ähnlich auch bei *Publikum* versus *Publika*. Auch von Ewigkeiten sprechen wir, obwohl es die allenfalls in alternativen „Welten“ – auch das eigentlich eine Singularität – geben kann.⁴⁵ Pluralfähigkeit ist also keine absolut festgezurte Eigenschaft auf Sprachsystemebene. Trotzdem würden wir diese Bezeichnungen für Unikate ungern mit *Wasser, Stahl*, also den *mass nouns*, die man nicht in den Plural setzt, in einen Topf werfen. Schließlich kommen sie anders als die *mass nouns* nicht ohne Artikel oder anderes Determinativ vor: Man trinkt Wasser, aber man bestaunt den Kosmos und hat eine Heimat. Im Übrigen hat *Wasser* auch die Pluralformen (*die*) *Wasser* (wie in *die Wasser des Rheins*) sowie (*die*) *Wässer* neben sich. Mit letzterer Form kann man verschiedene Mineralwassersorten meinen oder auch Abfüllungen von einem kostbareren Nass, wie in der Berliner Morgenpost vom 26.06.2018 beschrieben: „Und dennoch gibt es den Plural *die Wässer*, nämlich wenn es sich um die teuren Duftwässer in den verspiegelten Regalen einer Parfümerie handelt.“ Man kann verschiedene Weine oder Biere genießen und, obwohl Erde für gewöhnlich ein krümeliger Stoff ist, gibt es verschiedene Erden.

Aber, so wird man einwenden, wenn man Stoffbezeichnungen in den Plural setzt, macht man einen qualitativen Sprung: Es geht nicht mehr um den Stoff an sich, sondern um verschiedene Sorten davon. Zu allem Überfluss werden viele Wörter sowohl pluralisierbar und zählbar als auch „unzählbar“ gebraucht: Man kann drei Brote essen oder kaufen, ebenso wie man einfach Brot essen oder viel Brot kaufen kann. Das ist Ansichtssache: Ich kann die einzelnen Objekte in den Blick nehmen oder aber, woraus sie bestehen oder gemacht sind. Gerade im Bereich des Ess- und Trinkbaren ist dieses Umschalten von einem ‚Nominalaspekt‘ (oder einer ‚Seinsart‘) in den anderen üblich. Recht anschaulich sprechen Sprachphilosophen von einem *universal grinder*, also einem (kognitiven) Allzweckmahlwerk, das gewissen *count nouns* jeweils ein gleichlautendes *mass noun* zuordnet. Wo auf der anderen Seite der Rohstoff eher im Vordergrund steht, kann man mithilfe von einer Art (kognitivem) Portionierer (*universal packager*) den Übergang etwa vom Bier oder Wasser, das man trinkt, zu einem Bier oder einem Wasser, das

man bestellt, bewerkstelligen. Mahlwerk und Portionierer sind allerdings in verschiedenen Sprachen leicht unterschiedlich eingestellt: Während *Kuchen*, *cake*, *gâteau*, *ciasto* und *sütemény* jeweils im Deutschen, Englischen, Französischen, Polnischen und Ungarischen sowohl den Kuchen als Stoff als auch als geformtes Etwas bezeichnen, ist englisch *bread* nur *mass noun*, während die anderen Sprachen auch hier beide Nominalaspekte zulassen.

Nicht pluralisierbar und artikellos zu gebrauchen sind auch Wörter wie *Obst* (oder *Vieh*, *Geflügel*, *Buschwerk*) auf der einen Seite und *Schlaf*, *Hunger*, *Wahnsinn*, *Wissen*, *Unsinn* oder auch *Liebe*, *Kälte*, *Wärme* auf der anderen Seite. Es werden also auch Kollektive wie etwa eine Ansammlung von Früchten, Tieren und Pflanzen unterschiedlicher Art und Zustände physikalischer wie mentaler Natur durch *mass nouns* bezeichnet. Hier kann von Stoffen natürlich keine Rede sein.

Ich habe mich daher, um konkret Stoffliches wie Kollektives und Abstraktes gleichermaßen zu berücksichtigen, für die Benennung ‚Kontinuativa‘ entschieden. Bei Kontinuativa kommt es nicht auf die einzelnen individuellen oder atomaren Bestandteile an, sondern eher auf Quanten unterschiedlicher Größe. Bei Wasser, Sand oder Gold usw. ergibt sich diese Sehweise mehr oder weniger von selbst. Bei Obst oder Vieh entspricht es eher der Perspektive des Verbrauchers oder Nutztierhalters, dass nicht die einzelnen Äpfel oder Kühe „zählen“, sondern die für bestimmte Zwecke zusammengestellte Gruppe. Es kommt dann auch nicht darauf an, ob ich z. B. noch einen weiteren Apfel oder gar eine Birne hinzufüge, Obst bleibt Obst. Ganz anders bei der anderen Klasse der Appellativa, den Individuativa: Mit einer Nominalphrase, deren Kopf ein singularisches Individuativum ist, referiere ich auf ein Einzelding, ein Individuum. Meine ich nicht einen Apfel, sondern (zwei, drei, viele) Äpfel, muss ich das Kopfsubstantiv in den Plural setzen, und ich beziehe mich dann auf eine Menge oder eine Summe von Einzeldingen. Interessanterweise kann man nun ja, nicht nur im Deutschen, auch die innere Welt in Kontinuatives und Individuatives aufteilen: In dem Sinne, dass man sich in kontinuierlicher Sehweise z. B. vom Gesamtvorrat an Trost, Liebe, Wissen oder Hoffnung sozusagen eine Portion abschneidet und auf der anderen Seite einzelne Träume, Ideen, Kenntnisse identifiziert. Nicht immer wird da in verschiedenen Sprachen ganz parallel verfahren. Wir sprechen kontinuierlich von wenig Evidenz, viel Information, aber auch individuativ von klaren Evidenzen und eindeutigen Informationen. Im Englischen sind *evidence* und *information* nicht pluralisierbar. Im Französischen ist die Idee des Portionierens in der Syntax von Nominalphrasen mit einem Kontinuativum als Kopf noch erkennbar. Statt einfach zu sagen: *Wir trinken Wein*, ist der ‚Teilungsartikel‘ zu setzen: *Nous buvons du vin*. Aber auch in „Schneewittchen“ fragt der vierte Zwerg: „Wer hat **von** meinem Gemüse gegessen?“

Die Individuativ-Kontinuativ-Unterscheidung ist aber – mit gewissen Unterschieden – in den europäischen Sprachen generell gegeben. Notwendig ist sie als sprachliche Differenz jedoch nicht. Mithilfe von so genannten Klassifikatoren wie etwa ‚Pflanze‘, ‚Frucht‘, ‚Büschel‘, ‚Bisschen‘ kann z. B. im Yukatekischen Maya auf vielfältige Erscheinungsformen im Zusammenhang mit dem Konzept ‚Banane‘ Bezug genommen werden, während der Ausdruck für ‚Banane‘ selbst unspezifisch bleibt.

5.2 *Me first* und dann hinunter bis zum Unbelebten: die Nominalhierarchien

Unbeschadet aller Unterschiede zwischen den Sprachen herrschen in der nominalen Sphäre überall dieselben Rangordnungen, die so genannten Nominalhierarchien. Sie beruhen letztlich auf allgemein menschlichen Ordnungsprinzipien, die die Gegenstände der Welt nach ihrer Bedeutung für den Einzelnen und die Gesellschaft, aber auch nach Maßgabe von Kriterien wie Identifizierbarkeit oder Handlungsfähigkeit einstufen. Sprachlich reflektiert wird höherer Rang durch höhere grammatische Potenz, d. h. durch einen höheren Differenzierungsgrad in Bezug auf Kategorisierungen wie Kasus oder Numerus oder eine verstärkte Zugänglichkeit für grammatische Operationen, wie etwa Passivierung oder Reflexivierung.

Ich erläutere hier die bekannteste dieser Hierarchien, die auf den Typologen Robert M. Dixon zurückgehende ‚Allgemeine Nominalhierarchie‘ oder auch ‚Erweiterte Belebtheithierarchie‘:⁴⁶

- (i) Personalpronomen 1. und 2. Person > Personalpronomen 3. Person > Eigename > Appellativum menschlich > Appellativum nicht-menschlich, belebt > Appellativum unbelebt

Personalpronomina der ersten und zweiten Person sollen also die grammatisch potentesten nominalen Wörter überhaupt sein. Sie sind diejenigen Wörter, die sprachübergreifend die größte Chance auf eine Singular-Plural-Unterscheidung haben. Die Personalpronomina insgesamt sind in den europäischen Sprachen die am stärksten nach Kasus differenzierenden Wörter. Man muss nur an Englisch oder Französisch denken, wo die Substantive, aber auch alle anderen Pronomina kaum oder gar nicht nach Kasus flektieren, wohl aber bei den Personalia eine Form für die Subjekt- und eine für die Objektfunktion vorliegt (wie bei englisch: *I – me, he – him, she – her, we – us, they – them*) oder gar noch eine Unterscheidung der Formen für das direkte und das indirekte Objekt (wie in französisch *il – le – lui, elle – la – lui*). Die Ordnung in (i) beruht aber (neben der Personenunterscheidung) auf zwei weiteren Faktoren: Was direkteren re-

ferenziellen Zugriff erlaubt, ist höher in der Hierarchie; Personalpronomina und Eigennamen sind hier Appellativa, die ja nur Klassen bezeichnen, überlegen. Und: Das Belebte steht höher als das Unbelebte und das Belebt-Menschliche ganz oben. Der letzte Punkt erklärt nun auch, warum die Personalpronomina der 1. und 2. Person denen der dritten Person übergeordnet sind. Mit *er* und *sie* bezieht man sich ja keineswegs nur auf eine männliche bzw. weibliche Person, sondern auch auf z. B. einen Tisch bzw. eine Haustür. Mit *ich/wir* und *du/ihr* hingegen bezieht man sich nur auf Personen.

Ein Kommentar zum Schlusslicht der Hierarchie, den unbelebten Appellativa: Wir haben gerade festgestellt, dass man bei den Kontinuativa keine Singular-Plural-Differenzierung macht und dass sie keinen oder gegebenenfalls (wie im Französischen) einen „ungewöhnlichen“ Artikel brauchen. Sie sind also, wenn man so will, grammatisch defektiv. Die Kontinuativa des Deutschen wie der anderen Vergleichssprachen passen semantisch in der Tat zum größten Teil in die unterste Kategorie der Appellativa: Es finden sich kaum welche mit belebtem, oder gar menschlichem Denotat. Diese sind zudem überwiegend Kollektivbezeichnungen mit negativem Beigeschmack wie deutsch *Gesinde*, *Pack*, *Pöbel* oder englisch *mob* ‚Gesindel‘, *vermin* ‚Ungeziefer‘ und französisch *vermine* ‚Ungeziefer, Gesindel‘. Wertungsneutrale kontinuitive Kollektivbezeichnungen sind immerhin deutsch *Polizei*, *Personal*.

6 Was zu uns gehört: Possession und Possessivpronomina

6.1 Possession: sprachlich ein weites Feld mit innerer Ordnung

Es ist leicht, die Bedeutung von *das Auto von Hans* oder *das Haus meiner Großmutter* zu verstehen: Das Auto muss wohl dem Hans gehören, das Haus der Großmutter. Und schon nehmen wir an, der Genitiv oder die *von*-Konstruktion, die hier als Attribute gebraucht werden, bedeuteten Besitz oder, professioneller ausgedrückt, ein Verhältnis der ‚Possession‘. Aber schon bei *ein Auto von Daimler* ist die nächstliegende Interpretation die, dass das betreffende Auto von Daimler hergestellt wurde, nicht dass es Daimler gehört. Und wie steht es erst mit *der Entdeckung der Currywurst* (Titel einer Novelle von Uwe Timm) oder *dem Begehren des Anderen* (Jacques Lacan)? Offensichtlich ist der Interpretationsspielraum dieser Attribute sehr viel weiter als gedacht. Das verwundert kaum, denn ‚Possessivattribute‘ sind die verbreitetste Form der Attribute in unseren Sprachen überhaupt. Sie müssen ein weites Feld abdecken. Dabei habe ich nicht mehr von Genitivattributen gesprochen, denn nicht in allen europäischen

Sprachen werden die entsprechenden Verhältnisse durch den Kasus Genitiv ausgedrückt: Im Französischen etwa wird die Präposition *de* gebraucht.

Außerdem teilen Genitiv oder Präposition das Feld der ‚Possession‘ im weiteren Sinne auch noch mit den Possessivpronomina: Nicht nur der Bezug auf das Ich, das Du und die übrige Welt ist in vielen Sprachen in Form der Personalpronomina in grammatische Form gegossen, sondern auch der Bezug auf das, was jeweils zum Ich, zum Du und zu beliebigen oder beliebigem Anderen gehört. Neben *ich* haben wir im Deutschen *mein*, neben *du* steht *dein* und neben *er/sie/es* steht *sein/ihr*. „Zu den beliebten Statussymbolen zählen immer noch das teure Auto, Elektronik oder exklusive Kleidung. Doch der Dreiklang "Mein Auto, mein Haus, mein Boot" ist veraltet. Wer wirklich protzen will, sagt: Meine Freizeit, meine Fitness, meine Fremdsprachen““ (Focus-online vom 08.01.2014). Spiegelt also, getreu diesem von der Zeitschrift Focus aktualisierten Motto, der hohe grammatische Stellenwert der Possession und der Possessivpronomina einfach nur den entsprechenden Stellenwert des menschlichen Besitz- und Statusdenkens wider? Ganz so simpel ist es tröstlicherweise nicht. Denn die Possessivpronomina decken ein ähnlich weites Feld ab wie die Genitivphrase oder ihre Entsprechungen in den anderen Sprachen. Wir sagen ja auch *sein Mut* oder *ihre Schönheit*, wenn wir über einen Menschen sprechen oder *ihre Inszenierung*, wenn wir über eine Opernpremiere oder *sein Gipfel*, wenn wir über einen Berg sprechen.

Wie können wir die besondere Beziehung fassen, die von Possessivattributen oder aber von den Possessivpronomina ausgedrückt wird? Die namengebende Besitz-Relation scheint in der Tat einen Sitz im Leben von sozio-kulturellen Gemeinschaften weltweit zu haben, unabhängig davon, ob Tauschhandel oder Kapitalverkehr herrschen, ob Gemeineigentum, Staatseigentum oder Privateigentum die gesellschaftliche Norm darstellen.

Zwar mag es zutreffen, dass Besitzdenken kennzeichnend für bürgerliche und insbesondere kapitalistische Gesellschaften ist, beschränkt ist es jedoch darauf nicht.⁴⁷ Der Typologe Leon Stassen⁴⁸ geht davon aus, dass die Vorstellung einer exklusiven Inhaberschaft (*ownership*) ein kulturübergreifendes Universale ist. Und er begründet dies damit, dass es seines Wissens keine Gesellschaft gebe, in der der Begriff des Diebstahls nicht existent sei. Auch wenn es gar kein Privateigentum gibt, ist Diebstahl an der Gemeinschaft durch „Andere“ oder auch egoistische Gemeinschaftsmitglieder natürlich unerwünscht und wird sanktioniert. Das zentrale Merkmal von Inhaberschaft ist, dass eine Person, eine Personen-Gruppe (oder auch ein Tier – man denke z. B. an den einer Hauskatze gehörenden Kratzbaum) etwas durch eigene Arbeit oder auch einen Transaktionsakt wie Tausch, Schenkung, Erbschaft, Kauf erworben hat, das ihr im Prinzip permanent zur Verfügung steht und an dem sie ausschließliche oder privilegierte Nutzungs-

und ggf. auch Veräußerungsrechte hat. Diese Bestimmung gilt unabhängig von der Ausgestaltung der gesellschaftlichen Besitzverhältnisse oder auch der speziellen juristischen Form (etwa als ‚Eigentum‘ gegenüber ‚Besitz‘ im Sinne des BGB).

Besitz ist der Prototyp einer der beiden grundlegenden Formen der Possession. Linguisten nennen sie die veräußerliche oder ‚alienable‘ Variante. Bei der anderen, der unveräußerlichen oder ‚inalienablen‘ Variante können wir (die Possessoren) unser Possessum gar nicht loswerden. Oder vielmehr: Selbst wenn uns das Possessum verloren geht, bleibt die Beziehung bestehen. Unveräußerlich sind prototypischerweise Verwandtschafts- und Köperteilbeziehungen: Meine Mutter bleibt auch nach ihrem Tod meine Mutter, mein Zahn ist auch nach der Extraktion noch mein Zahn, und ich kann ihn als Erinnerungsstück mit nach Hause nehmen. (Etwas heikel allerdings werden die Besitzverhältnisse bei Spenderherzen oder -nieren. Sie dürften wohl zwei Possessoren haben.) Was Verwandtschaftsbeziehung angeht, so sind nur „leibliche“ – realiter und sprachlich – unauflöslich: Der Ehemann, von dem ich geschieden bin, ist nicht mehr mein Ehemann, allenfalls mein geschiedener oder früherer Ehemann.

Ein Merkmal der sprachlichen Possession ist nun aber, dass sie ausgedehnt wird auf andere Beziehungsformen, bei denen von einem Besitz oder einer unauflöslichen Zugehörigkeit nicht die Rede sein kann. Ich kann von deinem Lieblingscafé sprechen oder auch von meinem Zug – damit könnte die S-Bahn gemeint sein, die ich in 5 Minuten zu besteigen beabsichtige. Diese temporäre Zugehörigkeit unterliegt keiner prinzipiellen Beschränkung; sie hängt nur vom Kontext und der kommunikativen Intention des Sprechers ab, der zusammenbringen kann, was für ihn zusammengehört, aber damit natürlich nicht unbedingt auf Akzeptanz bei der Adressatin stoßen muss. Eine markante Ausdehnung der personalen Inhaberschaft ist die Urheberschaft wie in *ein Bild von Picasso*, *das bekannteste Drama Friedrich Schillers* oder *ein Brief von Anna* oder eben *ein Auto von Daimler*. Auf der anderen Seite kann auch das „Urbild“ einer Darstellung oder Abbildung hinter einem Possessivattribut stecken, wie in *ein Röntgenbild meiner Lunge*, *das geplante Porträt des Deutschen*. Ein Substantiv wie *Bild*, *Porträt* erlaubt sogar die Kombination von zwei „Possessoren“ in den spezifischen Varianten Inhaber, Urheber und Urbild: *sein Bild von Picasso*, *Picasos Porträt eines jungen Mannes*. Welche Relation wir jeweils realisiert sehen, hängt von unserem Wissen ab, hier z. B. unserem Wissen über Picasso oder Schiller. Permanente oder temporäre Eigenschaften sind ebenfalls mögliche Possessa: *Evas Charakter*, *seine Schönheit*, *sein plötzlicher Zorn*. Die inalienable Possession kann außerdem auch einfach als Teil-Ganzes-Beziehung verstanden werden wie in *die Tür des Hauses*, *die vordere Kante des Werkstücks*.

Nicht zu vergessen sind aber vor allem die Fälle, wo ein Substantiv ins Spiel kommt, das selbst ein oder mehrere Argumente fordert. Bei *Sieg* oder *Nie-*

derlage wissen wir, dass jemand siegt oder gesiegt hat bzw. eine Niederlage erleidet oder erlitten hat. Die Schlagzeile *Sieg von Japans Regierungspartei bei den Parlamentswahlen* interpretieren wir als Komprimierung der Aussage: *Japans Regierungspartei siegt bei Parlamentswahlen*. Hier steht die *von*-Phrase für das Subjekt des entsprechenden Aussagesatzes. Bei *Eingeständnis eines Fehlers* dagegen wissen wir, dass eine ungenannte Person einen Fehler eingestanden hat. Die Genitivphrase nennt also das Objekt des entsprechenden Satzes. Viele Substantive, die aus Verben abgeleitet sind – man erkennt sie oft am Suffix *-ung* – lassen einen Possessor-Ausdruck in beiderlei Lesarten, also in der Subjekt- und der Objekt-Rolle zu: *die Erziehung der Eltern* werden wir eher mit Subjekt-Rolle interpretieren, *die Erziehung der Kinder* eher mit Objekt-Rolle. Aber das beruht auf unseren Vorannahmen oder auch Vorurteilen, nicht auf der Grammatik. Auch ein nominalisierter Infinitiv, wie *(das) Begehren* lässt beide Lesarten seiner Possessivattribute zu. Lacan allerdings soll bei seiner Sentenz „Das Begehren ist das Begehren des Anderen“ nicht eine Objekt-Lesart gemeint haben, keinen *genitivus obiectivus*, sondern eine Subjekt-Lesart, einen *genitivus subiectivus*.

Schwierig wird es, wenn wir beide Rollen unterbringen wollen. Wir können nicht zwei Genitive in diesen beiden Rollen hintereinander fügen: *die Erziehung der Eltern der Kinder* bzw. *die Erziehung der Kinder der Eltern* sind zwar nicht ungrammatisch, aber sie bedeuten nicht das Gewünschte. Der zweite Genitiv bezieht sich nicht auf *Erziehung*, sondern jeweils auf den ersten Genitiv.

All diese Spielarten der Possession stehen in einem inneren Zusammenhang. Die prototypischen Formen etwa haben herausragende Merkmale: Es geht bei *Buch des Mannes* wie bei *Mutter dieses Mannes*, *Fuß dieses Mannes* um einen menschlichen Possessor und ein konkretes Possessum. Die Beziehung zum Possessor ist stabil oder gar permanent, und die Beziehung selbst spielt für die Orientierung in der physischen oder sozialen Umwelt eine zentrale Rolle. Prototypizität heißt hier auch konkret: erhöhte Vorkommenshäufigkeit. Viel öfter als andere Ausdrücke werden Verwandtschafts- und Körperteilbezeichnungen mit Possessiva verknüpft, wenn man das jeweils mit ihrem Vorkommen ohne Possessiva vergleicht. Man sagt also öfter *meine Tante* und *ihre Schwester* – und nicht *die Tante* oder *die Schwester* – während z. B. *mein Gärtner* oder *ihr Pfarrer* gegenüber *der Gärtner* oder *der Pfarrer* viel seltener vorkommen. Diese Merkmale nun können verändert, abgeschwächt oder gar ausgeblendet werden: Statt Permanenz kann für die Beziehung Flüchtigkeit gelten oder sie kann von der Inhaberschaft etwa zur Urhebererschaft verschoben werden. An die Stelle eines menschlichen Possessors kann eine Sache treten, an die Stelle eines konkreten (belebten oder dinglichen) Possessums eine Eigenschaft oder gar ein Ereignis. Schließlich sind alle Merkmale so ausgedünnt, dass Typologen nur noch von einer

Beziehung der ‚Verankerung‘ zwischen dem Kopf und dem Dependens sprechen. Das kann man etwa an *die Ereignisse dieses Jahres* zeigen: Dabei müssen wir zunächst das identifizieren, was mit dem Dependens gemeint ist. In unserem Beispiel ist das Jahr 2017 gemeint. Dieses Gemeinte kann dann als Anker dienen, von dem aus dann auch identifiziert werden kann, was der ganze Ausdruck bezeichnet, nämlich die Ereignisse im Jahr 2017, auf die es gerade ankommt. (Auf der Ebene der großen Politik z. B. die Wahl von Macron zum französischen Präsidenten, der Einzug der AfD in den Bundestag usw.)

Die Zusammenhänge zwischen den Spielarten kann man in einer ‚semantischen Landkarte‘ skizzieren, in der die Wege von der einen zur andere Spielart eingetragen sind. Abbildung 10 (s. folgende Seite) zeigt die vereinfachte semantische Landkarte der Possession. Man kann, beginnend ganz unten mit den prototypischen Spielarten, den Weg zu ihnen zurückverfolgen. Dabei muss man stets „den direkten Weg“ gehen, sprich: die Alternative links in der Abbildung wählen und damit der positiven Merkmalspezifikation folgen. Jede Abweichung, also eine negative Merkmalspezifikation, führt ein kleines Stück weg vom prototypischen Besitzen.

6.2 Wie wird Possession ausgedrückt?

Die Landkarte der Possession gilt mit nur geringen Modifikationen für das Deutsche genauso wie für andere europäische Sprachen. Die Unterschiede liegen in erster Linie auf der Ausdrucksseite: Im Deutschen, Englischen, Französischen, Polnischen und anderen indoeuropäischen Sprachen markieren wir die Beziehung am Dependens: Wir sehen bei *die Tochter **der Frau**, the woman's daughter, la fille **de la femme**, córka **kobiety*** jeweils ein formales Kennzeichen in Form einer Genitivendung oder Präposition beim Dependens, dem fett gesetzten Teil. Im Polnischen folgt auf den Kopf *córka* ‚Tochter‘ mit *kobiety* eine Genitiv-Singular-Form des Substantivs *kobieta* ‚Frau‘. Ganz anders ist es im Ungarischen: In der ungarischen Version *az asszony **lány**a* – man kann sie wiedergeben als ‚die Frau Tochter-ihre‘ – ist der Kopf durch eine Possessiv-Markierung erweitert; das Dependens bleibt unverändert. Ähnlich steht es auch im Türkischen. Auch bei *meine Tochter, my daughter, ma fille, moja córka* wird die Relation in Form eines eigenen untergeordneten Ausdrucks, also am Dependens sichtbar – im Gegensatz zum ungarischen Gegenstück *lányom*. Dort wird einfach an den Kopf *lány* ‚Tochter‘ eine Possessiv-Markierung als Suffix angehängt. Dieses Suffix besteht in der 1. Person Singular aus dem Konsonanten *-m*, dem ein Vokal vorausgehen kann, der mit dem Stammvokal in „Vokalharmonie“ abgestimmt ist, in diesem Fall ist es der Vokal /o/.

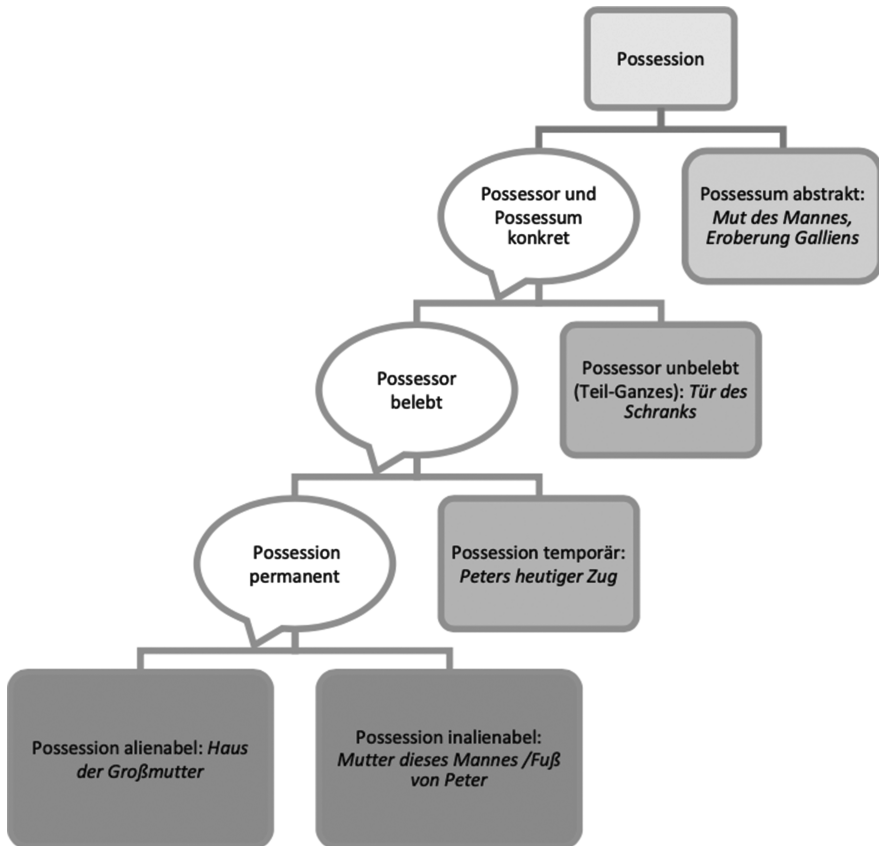


Abb. 10: Semantische Landkarte der Possession.

Man könnte das umschreiben als ‚Tochter-mein‘ oder auch ‚Tochter-ich‘, denn diese Possessivsuffixe stimmen weitgehend mit Personalendungen am Verb überein. Z. B. lautet die 1. Person Singular Indikativ Präsens in einer der beiden Konjugationsklassen beim Verb *kér* ‚bitten‘ so: *kérem* ‚ich bitte ihn/sie/es‘.

Die indoeuropäischen Sprachen nutzen entweder einen Kasus, den Genitiv, oder aber eine Präposition zur Markierung. Das hängt vom (noch) zur Verfügung stehenden Kasussystem ab. Darauf sind wir schon in Kapitel 3, Abschnitt 4.6 zu sprechen gekommen. Wo kein entsprechendes Kasussystem mehr da ist, z. B. in den romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Rumänischen), wird eine Präposition, die auf das lateinische *de* ‚von‘ zurückgeht, gebraucht. Besitz wird also über ‚Herkunft‘ ausgedrückt und erinnert damit an die enge Beziehung zwischen Besitz und Transaktion.

Eine Präposition kann auch im Deutschen oder Englischen auftreten, wenn *von* oder *of* statt des Genitivs verwendet werden. In beiden Sprachen ist das Verhältnis zwischen den Alternativen kompliziert, aber auf verschiedene Weise. Im Deutschen müssen wir manchmal standardsprachlich zu *von* greifen, dort wo der Genitiv „verboten“ ist. (Das „Genitivverbot“ wird in Abschnitt 4.3 dieses Kapitels erläutert.) In anderen Fällen bevorzugen wir *von*, weil der Genitiv gespreizt klänge. Das gilt vor allem für die mündliche Sprache und ist zudem abhängig von regionalen Faktoren. Im süddeutschen Sprachraum ist der Genitiv nicht nur in den Dialekten verschwunden, sondern wird auch in standardnaher Ausdrucksweise gemieden. Man greift also zu *von* wie in *der Hut von dem Mann*, oder in gewissen Fällen sogar zu Konstruktionen wie *dem Mann sein Hut* (statt *der Hut des Mannes*). Auch diese Form ist übrigens in anderen europäischen Sprachen und Dialekten, z. B. in Skandinavien, anzutreffen. Der große Unterschied zum Englischen besteht darin, dass im Deutschen die Genitiv- und die *von*-Phrase in der Regel dieselbe Position einnehmen – und sie sich bei gemeinsamem Auftreten streitig machen –, nämlich unmittelbar nach dem Kopf. Im Englischen dagegen muss die Genitivphrase vor dem Kopf stehen, die *of*-Phrase danach, wie in *the man's hat* gegenüber *the hat of the man*.

Ein Vorteil der Kopf-Umklammerung ist, dass zwei Possessivattribute zu demselben Kopf treten können wie in folgendem skurrilen Beleg aus dem Internet: ***This man's introduction of sauerkraut into his crew's diet was one reason why, over two voyages, scurvy killed none of his sailors.*** Im heutigen Deutsch können wir praktisch nur noch Eigennamen im Genitiv vor den Kopf platzieren wie z. B. in *Merkels Ankündigung von finalen Zeiten für den Verbrennungsmotor*.⁴⁹ Alle anderen Genitivattribute gehören hinter den Kopf – es sei denn, wir wollen klingen wie der Titel von Hans Christian Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“. Die wörtliche Übersetzung des englischen Belegs, nämlich ***Dieses Mannes Einführung von Sauerkraut in den Speiseplan seiner Mannschaft war ein Grund dafür, dass bei zwei Reisen keiner seiner Matrosen am Skorbut starb*** wird beim Hörer auf Kopfschütteln oder gar Unverständnis stoßen. Korrekt, aber auch nicht elegant wäre ***Die Einführung von Sauerkraut in den Speiseplan durch diesen Mann*** usw. Der Einführer, der Träger der Subjekt-Rolle, wird hier nicht possessiv kodiert, sondern sozusagen instrumental: Die Präposition *durch* gebrauchen wir z. B., wenn wir über die Verfahren, Werkzeuge oder auch Personen sprechen, deren man sich bedient, um etwas zu bewerkstelligen. Die Wiedergabe der Subjekt-Rolle durch einen instrumentalischen Ausdruck, der Objekt-Rolle durch einen possessiven, wie bei der deutschen Übersetzung, ist auch im Englischen und anderen europäischen Sprachen möglich. Sie ist sogar gegenüber zwei Possessivattributen wie im englischen Beleg oft die üblichere oder auch die einzig mögliche Variante. Im Französischen etwa hätten wir

l'introduction de choucroûte dans le menu de son équipage par cet homme; de
statt *par* wäre nicht möglich.

6.3 Possession anderswo

Während das Konzept Possession überall in den Sprachen der Welt existent zu sein scheint, ist die für unseren europäischen Bereich angenommene semantische Landkarte keineswegs überall gültig. Es können z. B. weniger (vielleicht auch mehr) Verhältnisse possessiv kodiert werden. Es können feinere Differenzierungen innerhalb der possessiv wiedergegebenen Verhältnisse vorgenommen werden. Die Ausdehnung von Possession auf den Bereich der Ereignis- oder Handlungsbezeichnungen z. B. setzt voraus, dass eine Sprache über die Möglichkeit der Nominalisierung von Verben bzw. ganzen Sätzen verfügt, wie dies im Deutschen gegeben ist, etwa durch *(die) Liebe* gegenüber *lieben*, *(die) Einführung* gegenüber *einführen*, *(das) Begehren* gegenüber *begehren*. Nicht alle Sprachen verfügen über diese Möglichkeit. Man kommt auch ohne sie ganz gut zurecht, denn was ich durch eine solche Nominalisierung ausdrücken kann, kann ich letztlich auch durch Satzverknüpfung ausdrücken. So zöge man der un gelenkten Nominalisierung in der Übersetzung des oben genannten englischen Belegs wohl folgende Formulierung mit Haupt- und Nebensatz vor: *Dass dieser Mann Sauerkraut in den Speiseplan seiner Mannschaft einführte, war ein Grund dafür, dass bei zwei Reisen keiner seiner Matrosen am Skorbut starb*. Nominalisierungsmöglichkeiten, wie sie in den europäischen Sprachen vor allem durch Wortbildung gegeben sind, fehlen nach Maria Koptjevskaja-Tamm in vielen indigenen Sprachen Nord-Amerikas und wahrscheinlich allen australischen Sprachen.⁵⁰

Von ‚Possessionsspaltungen‘ spricht man, wenn unterschiedlichen possessiven Verhältnissen verschiedene Ausdrucksmittel zugeordnet sind. Besonders wichtig sind Alienabilitätsspaltungen. Hier wird der veräußerliche Besitz anders ausgedrückt als die unveräußerliche Zugehörigkeit bei Verwandtschafts- oder Körperteil-Beziehungen. Im Deutschen machen wir da keinen Unterschied. Überhaupt sind in Europa Possessionsspaltungen wenig ausgeprägt. Allerdings wird mit Verwandtschaftsverhältnissen in einer ganzen Reihe europäischer Sprachen bei pronominalem Possessor etwas anders umgegangen als bei anderen Possessionen. Im Italienischen etwa wird *mein Vater* wiedergegeben durch *mio padre*, *mein Name* dagegen durch *il mio nome*. Das heißt, außer bei engen Verwandtschaftsverhältnissen⁵¹, muss zum Possessivpronomen noch der definite Artikel hinzutreten. Auch im Albanischen, Georgischen, Portugiesischen und den beiden inselskandinavischen Sprachen Isländisch und Färöisch gibt es ähnliche Regeln. Eine Alienabilitätsspaltung bei Körperteil-Beziehungen fin-

det sich ebenfalls in diesen skandinavischen Sprachen, aber auch im Schwedischen und Norwegischen: Dort werden lokale Präpositionen, also z. B. solche in der Bedeutung ‚auf‘ oder ‚in‘ gebraucht, wenn Körperteilen Personen zugeordnet werden. Statt *Harrys Fuß* heißt es dann plastischer ‚Fuß auf Harry‘. Das Maltesische, eine mit dem Arabischen verwandte afroasiatische Sprache, spaltet alles Inalienable, nämlich Verwandtschaft und Körperteil, vom Alienablen in der Kodierung ab.

Wenn wir aber nach dem Ausdruck der Possession in anderen Teilen der Welt fragen, so wird deutlich, wie vergleichsweise arm oder vielmehr „gleichmacherisch“ unser System ist. Nicholas Evans⁵² illustriert dies anhand der Übersetzung von *meine Kokosnuss* in eine ozeanische Sprache, das im südpazifischen Inselstaat Vanuatu gesprochene Paamesische: Zwischen dem Ausdruck *ani* ‚Kokosnuss‘ und dem Suffix *-k* ‚mein‘ steht „ein Element, das angibt, wie der „Besitzer“ (Possessor) das entsprechende Objekt verwenden will.“ Solche ‚Possessivklassifizierer‘ zeigen die Art des Besitzverhältnisses an; sie stellen nach Evans eine Mischung von gesellschaftlich anerkannten Besitzstandsarten und möglichen Nutzungs-Absichten dar, wie z. B. in *ani aak* ‚meine Kokosnuss, deren Fleisch ich gleich esse‘ oder *ani esak* ‚meine Kokosnuss, die auf meinem Land wächst‘.

6.4 Possessivpronomina

Possessivpronomina der dritten Person drücken Beziehungen aus, die auch durch eine Konstruktion mit Genitiv oder auch mithilfe des Wörtchens *von* ausgedrückt werden können: *das Fahrrad meines Sohnes/dieses Kindes – sein Fahrrad; die Kette von Elisabeth – ihre Kette*. Allerdings wird der Possessor (der Sohn, dieses Kind, Elisabeth) nicht genannt, sondern wir müssen die Person oder Sache wie bei den Personalpronomina der dritten Person aus dem Vorerwähnten erschließen. In *sein* steckt sozusagen *er* und *es*, in *ihr* steckt *sie* (Singular und Plural). Daneben haben wir auch die Possessivpronomina *mein/unser* und *dein/euer*, in denen dann natürlich die Personalpronomina der 1. und 2. Person in Singular und Plural stecken. Nicht zu vergessen das Höflichkeits-Possessivpronomen *Ihr*, in dem ganz konsequent die *Sie*-Anredeform steckt. Beide sind jeweils formal identisch mit den Pronomina der 3. Person Plural und nur durch die Großschreibung in schriftlicher Kommunikation von diesen zu unterscheiden.

Possessivpronomina können – ähnlich wie andere Pronomina – in zwei Versionen auftreten: einmal ihrem Kopf vorangestellt wie in *sein Fahrrad*, einmal kopflos wie in *seines*. Das Vorkommen ohne Kopf, also das selbstständige Vorkommen, setzt voraus, dass aus dem Kontext klar wird, welches Possessum gemeint

ist; der Kopf muss also zuvor schon erwähnt worden oder durch eine Zeigegeste identifizierbar sein. Kopflose, selbstständige Verwendungen treten oft zur Kontrastierung auf: „Mein College ist besser als *deines*“ heißt es in einem Bericht der „St. Galler Nachrichten“ vom 12. Mai 2015 über das US-amerikanische Hochschulsystem. Die Flexionsendung *-es* an *deines* zeigt an, dass der erschließbare Kopf ein neutrales Substantiv sein muss. Kämen im Kontext andere Substantive als implizite Köpfe in Frage und wären die eben keine Neutra, könnte das die Identifikation des vom Sprecher gemeinten Kopfes erleichtern. Verweist der Sprecher beispielsweise mit einer vagen Bewegung auf einen Tisch, auf dem Dokumente und ein Buch bereit liegen, und äußert: „Das ist dem Hans *seines*“, dann kann der Hörer erschließen, dass das Buch gemeint ist, nicht die Dokumente. Im Deutschen stimmen Possessiva ebenso wie Artikel oder Adjektive mit dem vorhandenen oder impliziten Kopfsubstantiv in Genus, Kasus und Numerus überein, sie kongruieren also.

Im Englischen – das ja ohnehin kein Substantivgenus und keine echten Kasusunterscheidungen hat – entfällt Kongruenz weitgehend, bei den Possessivpronomina ganz: Es heißt *my, your* usw., wenn der Kopf, ob in Singular oder Plural, direkt benachbart ist und *mine, yours* usw. bei kopflosem Vorkommen. Französisch und andere romanische Sprachen, Polnisch und andere slawische Sprachen dagegen lassen die Substantiv-„Begleiter“ ähnlich wie das Deutsche in der Regel kongruieren. Es heißt also z. B. im Französischen *ma bicyclette* (feminin) – *la mienne*, aber *mon vélo* (maskulin) – *le mien* ‚mein Fahrrad – meines‘, im Plural *mes bicyclettes / vélos* – *les miennes / les miens*. Auch im Deutschen können wir uns im kopfloßen Gebrauch des definiten Artikels bedienen: Statt *meines* können wir – das mag etwas geschraubt klingen – auch sagen: *das meine*. Im Französischen läuft es grundsätzlich so, unter Hinzusetzung des definiten Artikels *le/la*. Der definite Artikel, der hier gesetzt wird, zeigt eine semantische Spezialität, die die Possessivpronomina unter anderem im Deutschen, Englischen und Französischen besitzen: Sie verweisen immer auf ein bestimmtes Possessum bzw. eine bestimmte Menge von Possessa: Wenn ich von meinem Fahrrad spreche, signalisiere ich, dass ich genau ein Fahrrad habe, oder auch, dass es um jenes Fahrrad von mir geht, das Sprecher und Hörer gerade „auf dem Schirm“ haben. Will ich dagegen eines aus einer ganzen Menge von Possessa der gleichen Art herausgreifen, das nicht in dieser Weise im Aufmerksamkeitsfokus ist, muss ich umständlicher formulieren: nicht *mein Buch*, sondern *eines meiner Bücher*. In anderen europäischen Sprachen sind die Possessivpronomina nicht auf Definitheit festgelegt. So setzt der Sprecher im Italienischen, wenn er über ein bestimmtes Buch spricht, das ihm gehört, den definiten Artikel zum Possessivpronomen hinzu (*il mio libro*), wenn er dagegen eines seiner Bücher meint, den indefiniten (*un mio libro*).

Durch Kongruenz fallen die Possessivpronomen in den üblichen Rahmen für Substantiv-Begleiter. Allerdings sind sie semantisch komplexer als andere Begleiter, weil ja der Possessor in ihnen steckt. Bei Possessoren der ersten und zweiten Person ist das nicht weiter problematisch: Der Bezug wird direkt, durch das jeweils gewählte Wort, ausgedrückt; Sprecher (*mein* führt zum Sprecher) versus Hörer (*dein* führt zum Hörer), Singular versus Plural (*unser*, *euer* führen zu den jeweiligen Gruppen). In der dritten Person vertritt eine Nominalgruppe im Kontext den Possessor. Wir müssen im Deutschen bei der Wahl des Possessivpronomens deren Genus und Numerus beachten: *Hans putzt **sein** Fahrrad*, *Eva putzt **ihr** Fahrrad*, *Hans und Eva putzen meistens jeweils **ihr** eigenes Fahrrad*, *manchmal putzen sie gemeinsam **ihre** Fahrräder*. Possessor-Ausdrücke sind hier jeweils *Hans*, *Eva* sowie *Hans und Eva*. Auf einen maskulinen (oder auch neutralen) Possessor-Ausdruck müssen wir mit *sein* Bezug nehmen, auf einen femininen und pluralischen mit *ihr*. Die deutschen Possessivpronomen der 3. Person reflektieren also nicht nur grammatische Kategorien des Kopfes (bzw. des ganzen Possessum-Ausdrucks), sondern auch grammatische Kategorien des Possessor-Ausdrucks. Der vordere Teil, der so genannte ‚Stamm‘ des Pronomens, zeigt mit der Alternative *sein* oder *ihr* Person, Genus und Numerus des Possessor-Ausdrucks an. Der hintere Teil, z. B. das *-e* in *ihre*, das *-em* in *ihrem*, zeigt die Possessum-Kategorien Genus, Numerus und Kasus an. Der hintere Teil, die Flexionsendung, kann auch fehlen, wie etwa bei *ihr Fahrrad*. Auch das sagt uns etwas, nämlich, dass es um eine Nominativ- oder eine Akkusativform geht. Man kann das an dem Satz in Abb. 11 (s. folgende Seite) verdeutlichen. Dabei sind die Beziehungen zum Possessor-Ausdruck durch rote Pfeile angedeutet, die Beziehungen zum Kopf durch grüne.

Eva überlässt *ihrem* Bruder und *seinem* Freund *ihr* Fahrrad

Abb. 11: Rückbezug und Kongruenz von Possessiva.

Durch diese doppelte Kategorisierung mögen die Possessivpronomen der dritten Person im Deutschen die Sprecher manchmal überfordern. Sie müssen, ganz abgesehen von der eigentlichen Aufgabe, Gedanken in Worte zu fassen, auch nebenbei Buch führen über Genus und Numerus potenzieller Possessor-Ausdrücke, um dann im entscheidenden Augenblick die richtige Wahl zwischen *sein* und *ihr* zu treffen. Nicht selten greifen sie dann einfach zu *sein*. Es gibt unzählige solche Hörbelege. Ich möchte hier zwei aus prominentem Mund zitieren. Frank Witzel, Gewinner des deutschen Buchpreises 2017, wird in einem SWR2-Hörfunk-Interview vom 4. November 2017 zu seiner Aufgabe als Gastgeber der 20.

Wiesbadener Literaturtage befragt. Er nennt das Museum seiner Heimatstadt einen Ort, „wo ich mit bildender Kunst in all seinen Formen in Berührung kam“. Peter Fischer, der Präsident von Eintracht Frankfurt, wiederum sagte am 29. Januar 2018 in einem Interview im *heute-journal* – befragt zu der AfD-Mitgliedschaft von Vereinsmitgliedern seines Fußballclubs: „Demokratie hat seine Grenzen.“ Ich habe den Eindruck, dass vor allem bei abstrakten Possessor-Ausdrücken, wie *Kunst* und *Demokratie* anstelle von *ihr* die ‚unmarkierte‘ maskuline Form *sein* gesetzt wird. Bei konkretem und vor allem menschlichem Possessor, sprich bei Bezug auf eine weibliche Person, wird die falsche Form eher nicht gesetzt. Das ist wohl darauf zurückzuführen, dass außer bei Personenbezeichnungen im Deutschen verschiedene Genera keine direkte Widerspiegelung von Unterschieden in der Sache darstellen. Wenn denn schon das Genus willkürlich festgelegt ist – so das stille Raisonement des Sprechers – kann es kaum schaden, wenn ich *sein* als Einheitsform nutze.

Andere europäische Sprachen machen es den Sprechern hier leichter. Im Englischen ist keine Abstimmung mit dem Kopf nötig. Nur die Unterscheidung nach Einzahl oder Mehrzahl von Possessoren, bei nur einem Possessor die nach Belebtheit versus Unbelebtheit und beim Belebten die nach Sexus bzw. Gender bestimmen die Wahl zwischen *its*, *his*, *her* sowie im Plural *their*. Im Französischen wird in erster Linie die Kongruenz mit dem Kopf sichtbar, wird in der dritten Person Singular das Genus des Possessor-Ausdrucks ausgeblendet: *sa fille* steht für ‚seine Tochter‘ und ‚ihre Tochter‘, *son fils* für ‚sein Sohn‘ und ‚ihr Sohn‘. Allerdings wird, anders als bei uns, der Unterschied zwischen einem Possessor und mehreren Possessoren deutlich markiert: ‚ihr Sohn‘ (Plural des Possessors) entspricht *leur fils*. So lauert denn auch hier, will man französischen Sprachratgebern glauben, mancher grammatische Fallstrick. Wieder anders ist die Option im Polnischen (oder auch anderen slawischen Sprachen sowie im Neugriechischen). Der Genitiv des Personalpronomens, z. B. im Polnischen die Form *jego* ‚seiner / von ihm‘ wird statt eines speziellen Possessivpronomens gebraucht. *sein Sohn* wird also durch *jego syn*, wörtlich ‚von ihm Sohn‘, wiedergegeben. Wo genitivisch konstruiert wird, kann keine Kongruenz mit dem Kopfnomen vorliegen; es kommen also nur Possessor-Kategorien zum Zuge.

Dafür kennt das Polnische eine weitere Unterscheidung, die im Deutschen nicht gemacht wird: die zwischen reflexiver Zugehörigkeit und nicht-reflexiver. Wenn der Possessor-Ausdruck im selben Satz wie das Pronomen auftritt, also ein reflexiver oder ‚lokaler‘ Bezug vorliegt, wird eine andere Form gewählt als bei Distanz über Satzgrenzen hinweg. *seine* wird also z. B. in den folgenden beiden Beispielen unterschiedlich wiedergegeben: *Jan besucht morgen seine Tochter* (reflexiv) gegenüber *Jan wohnt in Breslau. Wir besuchen morgen seine Tochter* (nicht-reflexiv). Eine ähnliche Unterscheidung machen auch die skandi-

navischen Sprachen, jedenfalls in der 3. Person: Reflexiv werden z. B. im Norwegischen Genus-Numerus-Formen zum Stamm *si-* gebraucht, nämlich *sin*, *sitt*, *sine*. Nicht reflexiv kommen wie im Polnischen Genitivformen des Personalpronomens zum Einsatz. Man kann sich leicht vorstellen, dass die lautliche Nähe zwischen *si* und *sein* (die ja auch auf gemeinsamer Herkunft beruht) beim Norwegisch-Übersetzen aus dem Deutschen wie beim Deutsch-Übersetzen aus dem Norwegischen zu Fehlern führen kann. Vielleicht erinnern sich manche Leser noch an ihren Lateinunterricht: Auch im Lateinischen stellt die Opposition zwischen *suus* (reflexiv) und *eius* (Genitiv des Personalpronomens, nicht-reflexiv) eine besonders ungeliebte grammatische Schikane dar.

6.5 Wo das Possessivattribut wirklich nicht mehr possessiv ist

Obwohl sie doch schon recht ausgedehnt ist, erfasst die semantische Landkarte der Possession eine ganz Reihe von Attributen nicht, die sich derselben formalen Mittel (Genitiv, Präpositionen wie *von*, *de* oder *of*) bedienen. Wenn im Internet die Toilette als „Ort größter Abgeschiedenheit“ bezeichnet wird oder Leonardo da Vinci und Michelangelo „Kunstwerke von eindrucksvoller Schönheit“ zugeschrieben werden, spricht man vom Eigenschafts-genitiv oder *genitivus qualitatis*. Vergleicht man diesen Typ mit einem echten Possessor-Genitiv, so liegt eine Umkehrung der Verhältnisse vor: Während bei *Kunstwerke dieses Museums* das Museum die Kunstwerke hat, haben bei *Kunstwerke von eindrucksvoller Schönheit* die Kunstwerke die Qualität Schönheit. Auch dieser Typ hat Parallelen im Englischen wie in anderen europäischen Sprachen: Man denke ganz aktuell an *person*, *people* oder *citizen of colour*. Oder an die klassische Literatur: Odysseus wird im ersten Vers der Odyssee auf Englisch als „man of many devices“ apostrophiert, als ‚Mann vieler Listen‘. Im Deutschen heißt er traditionell der ‚listenreiche‘; es wird also wie im griechischen Original mit *πολύτροπος* (*polytrópos*) ‚vielgewandert‘ (oder auch ‚vielbewandert‘, ‚der sich zu drehen und wenden weiß‘) ein Adjektiv gebraucht.

Wenn von einem „Schrei der Empörung“, einem „Mut der Verzweiflung“ oder auch „einem Gott der Farben“ (mit Bezug auf Albrecht Dürer: Spiegel vom 23.04.2012) gesprochen wird, dann mag es um einen konkret geäußerten Schrei oder den Mut einer bestimmten Person, auch um eine Person selbst gehen, die wie ein Gott erscheint. Das Attribut hat aber nicht die Funktion, eine bestimmte Person zu identifizieren, von der der Schrei produziert wurde oder die diesen Mut hat oder die diesen Gott verehrt. Es spezifiziert nur einen Begriffsinhalt, der sagt, welcher Art der Schrei oder der Mut ist, oder was für eine Art von „Gott“ hier vorliegt. Possessive Attribute, die keine Person oder keinen Gegenstand –

allgemeiner gesagt: kein Referenzobjekt – bezeichnen, sondern Qualitäten oder Begriffsinhalte, können nicht durch ein Possessivpronomen ersetzt werden: In der Satzfolge *Leonardo hat Kunstwerke von eindrucksvoller Schönheit geschaffen. Ihre Kunstwerke sind über die ganze Welt verteilt* können wir *ihre* nicht auf *von eindrucksvoller Schönheit* beziehen; unsere Suche nach einem femininen Bezugsausdruck bleibt vergeblich.

In anderen europäischen Sprachen wird diese Art von Possessivattributen auch dort oft gebraucht, wo im Deutschen ein zusammengesetztes Wort erscheint: Für *Geburtsdatum* etwa haben wir folgende Entsprechungen: englisch *date of birth*, französisch *date de naissance*, polnisch *data urodzenia* (dabei ist *urodzenia* eine Genitivform zu *urodzenie* ‚Geburt‘). Das Fehlen des bestimmten Artikels im Englischen und Französischen – es heißt z. B. nicht *date of the birth* oder *date de la naissance* – kann als Hinweis darauf gesehen werden, dass es nicht um eine bestimmte Geburt geht, also als Hinweis auf den nicht-referenziellen Status des Attributs.

Ganz aus der Reihe tanzen schließlich Konstruktionen wie *die Schlacht der Schlachten* (nach lateinisch *pugna pugnarum*), wo die Wiederholung desselben Wortes im Genitiv Plural eine übersteigernde Wirkung – in der Rhetorik Hyperbel genannt – haben soll. In dem Ausruf „Schurke von einem Wirt!“ (geäußert zu Beginn von Lessings „Minna von Barnhelm“, vom Diener Just „im Traume“) schließlich sehen wir eine weitere als Stilmittel gebrauchte genitivische Konstruktion. Prosaischer würden wir vielleicht formulieren: „So ein schurkischer Wirt!“ Der emotional aufgeladene Ausdruck *Schurke* wird zum Kopf und damit besonders betont, der objektiv charakterisierende Ausdruck *Wirt* zum possessiven Attribut. Dieses Stilmittel, das in zahlreichen europäischen Sprachen belegt ist, ist auch heute noch im Gebrauch und nicht nur bei negativen Emotionen: Häufig finden wir etwa *ein Engel von (einer) Frau* oder englisch *an angel of a girl*. Wo wir von Mordsschweinerei sprechen, heißt es auf Englisch *a hell of a mess*, wörtlich ‚eine Hölle von einer Schweinerei‘. Wo wir von ihrem verwilderten Garten sprechen, kann sich der Brite über *their wilderness of a garden* wundern.

6.6 Possessivattribute als Attribute par excellence

Es gibt natürlich auch andere Arten von Attributen. In unseren Sprachen sind da vor allem solche in Form von Adjektiven zu nennen (wie bei dem oben genannten *listenreichen Odysseus*) oder in Form von ‚Präpositionalphrasen‘ wie in *Odysseus‘ Begegnung mit Kirke*. Im Ungarischen werden viele deutsche Präpositionalverhältnisse durch Kasusuffixe wiedergegeben, so würde z. B. ‚mit Kirke‘ durch *Kirkével* wiedergegeben. An den Namen *Kirké* würde die Kasusendung

-*vel* angefügt, die eine instrumentale (im Sinne von ‚durch‘) oder komitative Bedeutung (im Sinne von ‚mit‘) hat. Außerdem werden Attribute durch Relativsätze kodiert (wie in *Odysseus, der auf seiner Irrfahrt Kirke begegnete*) oder durch Partizipialkonstruktionen (wie in *der mit allen Wassern gewaschene Odysseus*).

Possessivattribute sind vor allem gegenüber den Attributen mit inhaltlich eindeutigeren Präpositionen durch ihre ungeheure, aber wie ich hoffentlich gezeigt habe, nicht unregelmäßige Vieldeutigkeit ausgezeichnet. Attribute mit Präpositionen wie *mit*, *für* oder *in* sind zwar auch nicht auf eine Lesart festgelegt, aber doch deutlich semantisch spezifischer als Possessivattribute: Bei *mit* z. B. ist unsere erste Interpretationshypothese die, dass der Referent sich in Begleitung eines anderen Referenten (Person oder Gegenstand) befindet oder unter Zuhilfenahme eines anderen Referenten etwas tut oder mit sich geschehen lässt. Possessivattribute – könnte der Leser nun einwenden – können ja im Deutschen und Englischen auch durch eine Präpositionalphrase ausgedrückt werden; in anderen Sprachen müssen sie es sogar. Richtig. Aber bei englisch *of*, bei deutsch *von* wie bei französisch *de* oder italienisch *di* hat die Präposition in den meisten Fällen ihre ursprüngliche Bedeutung der lokalen Herkunft verloren. Erst diese semantische „Ausbleichung“ im Zuge von Grammatikalisierung macht die Präposition tauglich für possessive Verhältnisse. Konstruktionen, in denen noch Herkunft gemeint ist, gibt es etwa bei Namenszusätzen wie bei *Franz von Assisi*; auch das „Adels-von“ ist ursprünglich als Herkunftsbezeichnung zu verstehen. Aber auch hier fand ein Bedeutungsverlust statt, wenn im Zuge der Erhebung in den Adelsstand einem bürgerlichen Namen einfach ein *von* hinzugefügt wurde, wie etwa bei *Johann Wolfgang von Goethe*.